

DENKEN + GLAUBEN


Nr. 211 Frühjahr 2026

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



WE
JUST
WANT
PIECE





Yaron Steinberg/Michal Harada, Stillfall (Installation in der Ausstellung „The Flood“ von Yaron Steinberg), 2026. Foto: Milatovic

Editorial



*„Eine friedliche Weltordnung kann nur
auf der Grundlage des Rechts,
nicht der Macht entstehen.“*

Jürgen Habermas

Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und geprägt von seinen eigenen Kriegserfahrungen formulierte der Theologe und Philosoph Paul Tillich in seinen später zu einer „Theologie der Kultur“ zusammengefassten Aufsätzen, dass man die existenzielle Verfassung einer Epoche am besten durch die Kunst der jeweiligen Zeit verstehen könne. Die Bebilderung dieser Ausgabe unserer Zeitschrift lässt sich als späterer Beleg seiner These der besonderen Sensibilität der Kunst für gesellschaftliche Entwicklungen und deren Tiefendimension lesen. Er hatte diese im amerikanischen Exil weiterentwickelt, nachdem er zu Beginn der nationalsozialistischen Machtübernahme als erster nichtjüdischer Wissenschaftler seinen Lehrstuhl in Frankfurt verloren hatte.

Dass sich der am Heft-Cover abgebildete sarkastische Kommentar des ukrainischen Künstlers Illya Pavlov zum Überfall Russlands auf sein Nachbarland nur wenig später auch als Reaktion auf die amerikanische Machtpolitik verstehen ließe, war bei seiner Entstehung noch nicht absehbar. Vom Projekt für seine Glastropfen-Installation im Foyer der QL-Galerie für seine Ausstellung „The Flood“ (zu sehen auf der Bildseite gegenüber), in der er sich auf Krieg und Terror in seiner Heimat bezog, erzählte mir der israelische Künstler Yaron Steinberg in einem Video-Gespräch für diese Zeitschrift. Nur zwei Tage später schwappten dann die Bilder vom Attentat zu Beginn des jüdischen Chanukka-Festes am australischen Bondi Beach zu uns herüber. Elisabeth Gschiel hatte ihre genähten „Broken Guns“ als sehr persönliche Verarbeitung der Ereignisse um den Sturm auf das Kapitol in Washington begonnen. Die ursprünglich nicht zur öffentlichen Präsentation

konzipierte Werkserie erhielt durch den Amoklauf an einer Grazer Schule und die Bilder der von ICE-Beamten erschossenen Demonstrant:innen eine Dringlichkeit ganz eigener Art.

Im Jahr 2026 begeht die Katholische Hochschulgemeinde Graz das Jubiläum ihres achtzigjährigen Bestehens. Es fügt sich, dass wir dies im Jahr des Gedenkens an den achthundertsten Jahrestag des Transitus des Heiligen Franziskus tun dürfen. Im Jahr 1219 soll der visionäre Bettelmönch aus Assisi die Frontlinien bei den blutigen Schlachten im Rahmen des Fünften Kreuzzugs durchbrochen und bei Damiette friedlich mit dem Sultan gesprochen haben. Ob Sultan al-Kamil den Bettelmönch nur unbehelligt wieder ziehen ließ, weil er ihn für harmlos hielt, wissen wir nicht. Erinnerungswürdig ist diese später legendär ausgeschmückte Begebenheit gerade im Blick auf das Geschehen in unserer Zeit und auf die verstörenden Bilder tätowierter Jerusalem-Kreuze allemal.

Die Katholische Hochschulgemeinde Graz wurde unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit dem Standort in der Leechgasse 24 gegründet. Zuvor diente das heutige Studierendenhaus der NS-Frauenschaft. Anlässlich des 80-Jahr-Jubiläums wird sich die Künstlerin Esther Strauß mit der Geschichte unseres Hauses beschäftigen, die wir gerade gemeinsam mit dem Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung aufarbeiten. Schon jetzt darf ich auch zur Festveranstaltung anlässlich unseres Jubiläums am 6. November um 18:00 Uhr in der Großen Aula der Universität Graz sehr herzlich einladen!

Eine anregende Lektüre wünscht,
Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Inhaltsverzeichnis

Frühjahr 2026

WE JUST WANT PICEE

WIE IST FRIEDEN MÖGLICH? (5)

Was braucht ein gutes Miteinander? (6)

Von Ulrich H. J. Körtner

Zwischen Herzenslogik und Güte (10)

Von Daniel Pachner

Friedensperspektiven aus der Sicht des
Völkerrechts und der Menschenrechte (13)

Von Wolfgang Benedek

We Just Want Picee (17)

Alois Kölbl im Gespräch mit Illya Pavlov

Frieden ist eine Mehrgenerationenaufgabe (21)

Von Kirsten Hartmann

„Bella gerant alii ...!“

Österreich vor dem Weltgericht (25)

Von Johannes Mindler-Steiner

„Ich wollte die zum Schweigen
gebrachten Frauen hören.“ (34)

Maria Schigan im Gespräch mit
Michelle Steinbeck

Gewalt der Sprache, Sprache der Gewalt (38)

Von Sophie Hollwöger

„Die Waffen nieder!“ (41)

Alois Kölbl im Gespräch mit Elisabeth Gschiel

Stimmen des Widerstands (45)

Von Cornelia Picej

„Wir waren im Krieg. Er war voller Lügner.“ (48)

Von Daniel Pachnerj

Authentic Peace in Africa (50)

By Christian Edogamhe Egwakhide

Das Unsichtbare sichtbar machen (53)

Jan Tappe im Gespräch mit Karina Indirasari

GEWALT ZUR SPRACHE BRINGEN (27)

Ist Frieden möglich? (28)

Alois Kölbl im Gespräch mit Yaron Steinberg

Gewalt, Rache, Geister (32)

Von Maria Schigan

KHG-COMMUNITY (56)



Ulrich H. J. Körtner
Was hält „uns“ zusammen?

Die Demokratie ist in der Krise. Was heißt das eigentlich? Und gibt es Wege aus dieser Krise? Können Christ:innen dabei etwas Besonderes beitragen? Diesen Fragen geht Ulrich H. J. Körtner im Leitartikel dieser Ausgabe nach und berührt dabei eine Vielzahl an Themen, die angesichts der weltweiten Entwicklungen aktueller sind denn je.

SEITE 6



Maria Schigan
Voyeurismus und Femizide

Reißerische Titel, Beziehungsdrama und Krimi: Wie perfide es ist, was aus Opfern und Tätern in der Berichterstattung gemacht wird, und wie Gewalt und Sprache hier zusammenhängen, macht Maria Schigan in ihrem Artikel zum Roman *Favorita* und im Interview mit der Autorin des Romans Michelle Steinbeck zum Thema. Dabei ist die Autorin dem strukturellen Problem, das hinter Femiziden steckt, auf der Spur.

SEITE 32



Illya Pavlov
Von Peace und Piece

Im Interview mit Alois Kölbl spricht der Künstler Illya Pavlov, dessen Werk „We Just Want Piece“ das Cover dieser Ausgabe zierte, über sein Verständnis des Werks im öffentlichen Raum und wie er mit seinen Arbeiten den Umgang von Großmächten mit schwächeren, kleineren Staaten aufzuzeigen versucht.

SEITE 17



Elisabeth Gschiel
Funktionsuntüchtige Waffen

Die Künstlerin Elisabeth Gschiel hat dieses Jahr die Fastenzeit-Installation in der Grazer Andräkirche gestaltet. Welche vielfältigen Symboliken ihre Bilder genähter Waffen und das von ihr gestaltete Fastentuch in St. Andrä entfalten können, erläutert sie im Gespräch mit Alois Kölbl.

SEITE 41



Kirsten Hartmann
Das Potenzial der Jungen

Das Durchschnittsalter der Abgeordneten im europäischen Parlament beträgt 50 Jahre. Was hier bloß wie ein kleiner Fun-Fact wirkt, liest sich anders, wenn man ernsthaft über Partizipation und das demokratie- und friedspolitische Potenzial junger Generationen nachdenkt. Diesem Thema widmet sich Kirsten Hartmann in ihrem Beitrag und hat damit ein starkes Plädoyer für mehr Aufmerksamkeit und Einbindung für alle verfasst.

SEITE 21



Karina Indirasari
Wovon Schatten erzählen

Im Gespräch mit Jan Tappe erzählt die Künstlerin Karina Indirasari, wie es zur Ausstellung „The Shadow of Being“ kam und wie sie dabei versucht, die unsichtbare und doch tragende Arbeit und Mühe von Frauen sichtbar zu machen. Das Spiel mit Schatten und Licht wird dabei zur Projektionsfläche, auf der globale Themen zur Sprache kommen.

SEITE 53

**PIECE
FOR
EVERY
ONE**

**PIE
CE**

Wie ist Frieden möglich?

Der Weg zum Frieden mutet immer mehr verschüttet an. Der Wunsch, ihn wieder freizulegen, scheint immer mehr ein Wunsch zu bleiben. Umso mehr braucht es das Nachdenken über den Frieden und den Einsatz für ihn. Wie er möglich sein könnte, wird hier zum Thema.

Was braucht ein gutes Miteinander?

Vom demokratiepolitischen Potenzial des Christentums und seinem möglichen Beitrag zu gesellschaftlichem Frieden

Von Ulrich H. J. Körtner

Was hält unsere Gesellschaft, was unsere Demokratie noch im Innersten zusammen? Wir befinden uns weltweit in einer Zeit multipler Krisen, die den Zusammenhalt der einzelnen Gesellschaften wie auch der internationalen Völkergemeinschaft auf eine harte Probe stellen. Das erfüllt viele von uns mit großer Sorge. Es gibt eine Verschiebung vom Konsens zum Konflikt und erkennbare Tendenzen einer sozialen wie auch politischen und weltanschaulichen Spaltung der Gesellschaft. Innerhalb der westlichen, vom Erbe der Aufklärung und der Idee der freiheitlichen Demokratie geprägten Welt treten Risse auf, die sich im schlimmsten Fall zu unüberwindbaren Gräben vertiefen könnten, wenn sich die Kräfte, die auf Disruption und die Aufkündigung demokratischer Konsense setzen, weltpolitisch durchsetzen sollten.

Auch innerhalb Europas lassen sich Gefahren für die Demokratie erkennen, die nicht nur eine Staats-, sondern auch eine Lebensform ist. Gefahren drohen nicht nur von populistischen Kräften von rechts wie von links, sondern auch durch eine zunehmende Fragmentierung der Gesellschaft. Pluralismus und Diversität, deren vielfältige Ursachen hier nicht im Einzelnen nachzuzeichnen sind, zeigen ein Doppelgesicht. Kulturelle, weltanschauliche und religiöse Vielfalt kann als Bereicherung, aber auch als Bedrohung empfunden werden. Populistische Programme, welche die Sehnsucht nach Heimat und den vergangenen Zeiten einer homogenen Gesellschaft stillen wollen, reagieren auf identitätspolitische Konflikte. Gleichzeitig schüren sie diese aber und gefährden damit erst recht den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Was hält „uns“ zusammen?

Ein Reizwort in dieser Gemengelage ist der Begriff der Leitkultur. Manche lehnen ihn aus prinzipiellen Gründen ab. Tatsächlich ist er nicht unproblematisch, genauso übrigens, wie der Begriff der Wertegemeinschaft. „Werte“, so warnt der Philosoph Krzysztof Michalski, „verbinden nicht, Werte trennen.“ Auch der evangelische Theologe Eberhard Jüngel kritisiert die „Tyrannei der Werte“, weil jedes Wertedenken seiner Tendenz nach eminent aggressiv sei. „Nicht das Sein der Werte“ – so Jüngel – „wohl aber

die Realisierung der Werte führt leicht zum Rigorismus, ja Fanatismus im Blick auf einen bestimmten Wert.“ Die Rhetorik der Werte führt dazu, Ethik „als Mittel des ‚Rechthabens‘“ einzusetzen (Max Weber). Die Berufung auf Werte führt zur Abgrenzung gegenüber irgendwelchen „Anderen“, die aus der eigenen Gemeinschaft ausgeschlossen werden; „erst durch diese Ausschließung“ – so nochmals Michalski – „wird eine bestimmte, wird jede menschliche Gemeinschaft zu dem, was sie ist, bekommt sie ihren spezifischen Charakter“.

Gleichwohl halte ich eine breite Debatte darüber, was unsere kulturell und weltanschaulich plurale Gesellschaft im Innersten zusammenhält, durchaus für wünschenswert. Was sind die Ligaturen (Rolf Dahrendorf) eines modernen, säkularen Österreich, das längst zum Einwanderungsland geworden ist? Was sind die inneren Bindekräfte in Europa und der Europäischen Union? In früheren Epochen spielte die Religion eine dominante Rolle, so wie dies in islamischen Ländern auch heute noch der Fall ist. Im sogenannten christlichen Abendland waren Kirche und Christentum die staatstragende Religion.

Das hat sich in Folge von Aufklärung, Französischer Revolution und der politischen Umwälzungen der zurückliegenden beiden Jahrhunderte grundlegend geändert. Aber auch die Zeit der großen säkularen politischen Ideologien ist vorüber. Gleichwohl bleiben auch der säkulare, demokratische Rechtsstaat und eine pluralistische Gesellschaft auf Bindekräfte angewiesen, die über die bloße Befolgung von Rechtsvorschriften und materielle Bedürfnisbefriedigung hinausgehen. Das Christentum kann hier eine gemeinwohlfördernde Rolle spielen.

Der katholische Theologe Paul Michael Zulehner unterscheidet allerdings zu Recht zwischen „christlich“ und „christentümlich“. Wer den umstrittenen Begriff einer Leitkultur auf christliche Feiertage, Sonntagsruhe und Gipfelkreuze reduziert, entleert das Christentum, das alle kulturellen und nationalen Grenzen übersteigt und dessen Ethik der Nächsten-, Fremden- und Feindesliebe in der Nachfolge Christi universalistisch ist. Solidarität mit den Schwachen, die es übrigens nicht nur an den Rändern der Gesellschaft, sondern auch in ihrer Mitte gibt, Achtung



Illya Pavlov, PIECE-Performance-Plakate vor der Andreaskapelle, Pfarrkirche St. Andrä, Graz, 2025. Foto: Milatovic

und Wertschätzung statt Ausgrenzung und die Beteiligung an der Suche nach dem, was dem Gemeinwohl dient, gehören – ungeachtet der massiven Krise der Kirchen – zu den Prägekräften des Christentums. Sie gilt es zu stärken. Hier kommt es auf jeden Einzelnen, aber auch auf die Kirchen und ihre Gemeinden an.

Das Christentum und die Demokratie

Beginnen wir daher mit der Frage, was die plurale Demokratie im Innersten zusammenhält, bei uns selbst. Was verbindet uns als Christenmenschen in der Demokratie, und was verbindet uns in der Kirche? Es sind nicht gemeinsame Werte, wenn sie für sich genommen werden, und sei es auch die Überzeugung von der Unantastbarkeit der Menschenwürde und die Hochachtung der Menschenrechte, so gewiss sie aus unserem christlichen Glauben folgt. Schon gar nicht heißt unser Glaube Demokratie, wie der Slogan einer der jetzigen Regierungsparteien lautet, um ein Unterrichtsfach Demokratie in den Schulen einzuführen.

Was uns als Christenmenschen verbindet, ist Gott, der in Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und von den Toten auferweckt wurde. Was uns verbindet, ist der Geist Gottes, der im Glauben in uns wirksam ist. Was uns verbindet, ist die Taufe auf den dreieinigen Gott. Getragen von der Gewissheit, dass uns Gott verbindet und in der Welt als seiner Schöpfung wirkt, sollen und wollen wir

uns auch als Bürgerinnen und Bürger im demokratischen Gemeinwesen und für die Demokratie als Regierungs- und Lebensform einsetzen.

Dass es der gemeinsame Glaube ist, der uns in der Kirche verbindet, und nicht Werte oder politische Überzeugungen, nötigt zu einer wichtigen Unterscheidung. In ihrer Verkündigung gibt die Kirche „menschlicher Verantwortung ein geistliches Fundament. Politische Überzeugung und christlicher Glaube sind“ jedoch „nicht identisch“, wie es in einer vor 40 Jahren veröffentlichten Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland heißt. „Damit Leben und Handeln in der menschlichen Freiheit bleiben, auf welche die Demokratie gründet, muß die Kirche über diesen befreienden Unterschied wachen.“

Die Bejahung der Demokratie sowie einer freiheitlichen Rechtsordnung und der Einsatz für ihre Verteidigung durch die Kirchen ist nicht damit zu begründen, dass es sich um eine christliche Staatsform handelt, auch nicht mit dem Hinweis auf demokratische Strukturen in der presbyterial-synodalen Verfassung evangelischer Kirchen und der Idee des Priestertums aller Gläubigen. Der moderne demokratische Staat ist ein säkulares Gebilde. Sein Recht geht vom Staatsvolk, nicht von Gott aus. Es gibt aber Konvergenzen zwischen moderner Demokratie und Menschenrechten auf der einen und dem christlichen Glauben und dem Evangelium auf der anderen Seite.

Als Lebensform ist die Demokratie eingebettet „in eine politische Kultur, in der die Bürgerinnen und Bürger sich gegenseitig als Freie und Gleiche anerkennen und achten. [...] Eine solche politische Kultur ist“, wie es in einem Impulspapier der Evangelischen Kirche in Deutschland aus dem Jahr 2017 heißt, „nicht selbstverständlich gegeben, sie muss immer wieder neu errungen und verteidigt werden. In diesem Auftrag erkennen Christinnen und Christen ihre eigene, im befreienden Evangelium von Jesus Christus verankerte Berufung wieder.“

Biblische Inspirationen für ein demokratisches Miteinander

Drei Bibelworte sind es, die ich in diesem Zusammenhang für wegweisend halte. Das erste finden wir bei Paulus im Galaterbrief. Er schreibt: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ (Gal 5,1) Das Evangelium von Jesus Christus und von der anbrechenden Gottesherrschaft ist eine Botschaft der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit. Unbeschadet der antikirchlichen, um nicht zu sagen auch christentumsfeindlichen Tendenzen der Französischen Revolution, besteht doch zwischen der revolutionären Parole von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – bzw. Geschwisterlichkeit – und der Freiheitsbotschaft des Evangeliums eine grundlegende Nähe.

Freiheit im christlichen Sinne ist freilich eine Gabe Gottes, weil wir, die wir in unserer Selbstsucht und Gottvergessenheit verstrickt sind, zu ihr allererst befreit werden müssen. Auch ist in der Kirchengeschichte immer wieder die Versuchung präsent gewesen, die durch Christus geschenkte Freiheit auf das Gebiet der religiösen Innerlichkeit zu beschränken, statt ihre gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen ernst zu nehmen.

Freiheit im Sinne des Evangeliums ist zu unterscheiden von modernen Freiheitsvorstellungen, die auf einen radikalen Individualismus hinauslaufen, der die persönlichen oder Gruppeninteressen über das Gemeinwohl stellt. In der Kirche als Leib Christi lässt sich Freiheit nur in Gemeinschaft realisieren. Freiheit geht mit Liebe und Verantwortung einher. Sie weiß sich verpflichtet, die Freiheit des Anderen zu achten und zu schützen, so wie es Paulus im Konflikt zwischen den im Glauben vermeintlich Starken und Schwachen in Korinth vorführt. Kongenial schreibt Luther, dass ein Christenmensch ein freier Herr und niemandem untertan ist, zugleich aber ein Knecht und jedermann untertan.

Christen bejahen den Staat im Sinne von Römer 13 als göttliche Anordnung. Er hat, wie es in der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 heißt, die Aufgabe, „in der

noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen“ (Barmen V). Wenn wir freilich heute von dieser dem Staat „nach göttlicher Anordnung“ zukommenden Aufgabe sprechen, „dann richtet sich diese ‚Anordnung‘ in einer Demokratie in erster Linie an die politische Verantwortung der Bürger, die den Staat bilden. Die Art und Weise, wie der Staat durch die Staatsorgane seine Aufgabe wahrnimmt, ist von der politischen Verantwortung der Bürger abgeleitet; sie ist ihr nicht übergeordnet“ (EKD-Denkschrift „Evangelische Kirche u. freiheitliche Demokratie“ [1985], S. 17).

Zur politischen Verantwortung der Bürger gehört nach christlichem Verständnis auch das Gebet. Damit komme ich zu dem zweiten angekündigten Bibelwort. Der 1. Timotheusbrief fordert, dass die Christen vor allen anderen Dingen „Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen“ tun sollen, auch „für Könige und für alle Obrigkeit, damit wir ein ruhiges Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit“ (1 Tim 2,1f.). Das klingt auf den ersten Blick nach einem Rückzug in die fromme Innerlichkeit und einem verbürgerlichten Christentum. Aber man lese genau! Die Bitte für Könige und alle Obrigkeit steht nicht an erster, sondern an zweiter Stelle. An erster steht die Bitte, das Gebet, die Fürbitte und die Danksagung für alle Menschen! Bitte, Fürbitte und Danksagung – notabene – für alle! Also nicht nur für Gemeindeglieder, auch nicht nur für die Österreicherinnen und Österreicher, sondern wirklich für alle, die in diesem Land leben! Und auch nicht nur für die, denen wir uns weltanschaulich, kulturell oder sonst wie verbunden fühlen, sondern auch für die, die uns weniger nahestehen. Auch für die, die uns nicht sympathisch sind. Auch für die, die politisch anders denken als wir. Auch für den politischen Gegner, mit dem wir zwar gehörig streiten können, den wir aber nicht zum vernichtungswürdigen Feind erklären dürfen. Das eröffnet auch eine andere Perspektive auf den gesellschaftlichen Frieden, zu dem wir Christ:innen beitragen sollen.

Wer so für andere betet, wird damit auch zu einem diesem Gebet entsprechenden Leben und Handeln zugerüstet. Und in diesem Sinne ist es eine höchst politische – um nicht zu sagen demokratiepolitische – Aufgabe, unsere Politikerinnen und Politiker im doppelten Sinne des Wortes ins Gebet zu nehmen. Eben: für sie, die als vom Volk Gewählte in unser aller Namen bereit sind, politische Verantwortung zu tragen. Mit dem Gebet für diese Menschen verträgt sich Politikverachtung und Politiker- verachtung nicht. Politiker ins Gebet nehmen heißt aber



Illya Pavlov, PIECE-Performance, 2025. Foto: Milatovic

auch, dass die Kirche und einzelne Christenmenschen öffentlich das Wort in politischen Fragen ergreifen, ohne in Parteipolitik zu verfallen.

Zum Wohle aller

Und damit komme ich zum dritten Bibelwort. Es ist das bekannte Prophetenwort aus Jeremia 29,7: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlergeht, so geht's auch euch gut.“ Diese Aufforderung geht an die Jüdinnen und Juden im babylonischen Exil. Sie sollen für die fremde Stadt und ihre Bewohner beten, die Stadt ihrer Feinde, die fremde Götter verehren! Um wie viel mehr gilt dieses Wort uns in unserem demokratischen Staat. Im Beten und im Tun sollen wir dem Gemeinwohl dienen und auf das Wohl des Ganzen bedacht sein.

In Zeiten sich verschärfender gesellschaftlicher und politischer Konflikte ist die Mahnung des Propheten Jeremia alles andere als trivial. In der Demokratie ist der Konflikt eigentlich der Normalfall. Konflikte lassen sich aber zivilisiert und demokratisch nur auf dem Boden eines Grundkonsenses ausfechten, bei dem nicht Einzel- und Gruppeninteressen über dem Staatsganzen stehen. Das ist uns allen in den zurückliegenden Monaten deutlich vor Augen

getreten. Der Stadt Bestes zu suchen, schließt die Bereitschaft zur Zusammenarbeit, zum Miteinander und auch zum Kompromiss ein. Gewiss gibt es faule Kompromisse, nicht nur in der Politik. Aber es gibt auch eine Würde des Kompromisses, die aus der Einsicht herrührt, dass wir alle nicht nur irrtumsfähig sind, sondern auch zum Bösen fähig und auf Gottes Vergebung angewiesen sind.

Die Freiheit, zu der wir befreit sind, das Gebet für das Gemeinwesen und alle, die darin leben, sowie die Bereitschaft, der Stadt Bestes zu suchen – das ist der Dreiklang, wenn es darum geht, aus christlicher Verantwortung alle Kräfte zu stärken, die das Verbindende in der Demokratie über das Trennende stellen.



Ulrich H. J. Körtner, emer. o. Universitätsprofessor, Dr. DDr. h.c. war von 1992 bis 2025 Ordinarius für Systematische Theologie (reformiert) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.

Foto: Magdihs

Zwischen Herzenslogik und Güte

Frieden jenseits einer kalkulierenden Vernunft
Von Daniel Pachner

Der kürzlich wiederaufgeflamte Konflikt zwischen Israel, den USA und dem Iran, der nun in einem sich immer weiter ausweitenden Krieg gipfelt, hat zu einem recht einhelligen Urteil von Kommentator:innen geführt: Das Völkerrecht werde zunehmend mit Füßen getreten, das Suchen eines Konsenses innerhalb der Staatengemeinschaft als immer unnötiger erachtet und Regierungen, die sich als die Stärkeren fühlen, würden es zunehmend als ihr Recht ansehen, diesem Gefühl auch in Militärschlägen und „Spezialoperationen“ zu Ausdruck verleihen. Zwar würden wenige, so die Politologin Lynn Kuok, „the decapitation of the Iranian regime“ betrauern; in Zusammenhang mit der gewaltsamen Intervention der USA in Venezuela besteht, so Kuok, aber das Risiko einer Normalisierung von militärischen Alleingängen „as a standard tool of statecraft“.

Es entsteht der Eindruck, dass anstelle von Diplomatie und Kompromissfähigkeit aus der Macht des Stärkeren zunehmend das Recht abgeleitet wird, für die Befriedigung eigener Interessen und Machtgelüste überall neue politische Verhältnisse zu schaffen – um welchen Preis auch immer. Die Frage, wie gerechtfertigt diese Militärschläge sind, ist dabei sekundär. Von ehrlichen Friedensbemühungen oder dem Anliegen, einen Regimewechsel „zum Wohl der Bevölkerung“ zu erzwingen, kann hier nur zynisch oder verleugnend die Rede sein – führende Köpfe der US-Regierung sind sich in ihren Presseverlautbarungen selbst nicht einig, welchen Sinn der Iran-Krieg nun genau haben soll.

Moralischer Verfall

Die zunehmende Normalisierung des Verzichts auf ethische und moralische Bedenken und die schmerzlich fehlende Infragestellung politischer Entscheidungen von innen heraus ist besorgniserregend. Von einem „moral vacuum“ spricht etwa der Journalist David Brooks in der NYT, von einer „naked capitalism mentality“, bei der „raw power“ das entscheidende Richtmaß ist. Sie spiegelt sich für Außenstehende in dem Eindruck wider, zunehmend in einer Welt ohne Regeln zu leben, in der wenig sicher und noch weniger heilig ist. Gerade jene, die gerne einen vermeintlichen Werteverfall als politisches Argument gebrauchen, scheint kein ethisches oder moralisches Bedenken und kein Gewissen aufzuhalten. (Welt-)politisches Agieren und Diplomatie werden zunehmend

zu kalkulierendem Handel und Schlagabtausch, bei dem Appelle für das Völkerrecht oder für Menschenrechte keine Chance mehr haben. Und es scheint, als ob ein nicht zu unterschätzender Teil der US-Bevölkerung dies gutheißt. Wie soll man jenen antworten, die keine anderen Gründe für ihr Handeln und Urteilen äußern als den alle Mittel akzeptierenden Anspruch auf Mehr und von einer Perspektive, in der ethische Überlegungen eine Bedeutung hätten, bewusst absehen?

Ein Blick in die Geschichte schafft vielleicht Abhilfe. Denn die Erfahrung eines solchen Zusammenbrechens von Moral und Ethik ist nicht neu. Sie hat besonders Denker und Denkerinnen wie Hannah Arendt und Emmanuel Levinas ihr Leben lang beschäftigt. Weithin bekannt ist die Rede Arendts von der „Banalität des Bösen“, mit der sie ebenjene Gedankenlosigkeit, jenes fehlende Nachdenken über sich und die eigenen Taten in den Vordergrund rückte, die erst die Fabrikation des Todes in den Vernichtungslagern und ein grenzen-, weil wurzelloses Böses ermöglichte. Anders und doch ähnlich hat die Zeit vor und während des Zweiten Weltkriegs Levinas geprägt. Sein Denkweg ist eng mit seinem Lebensweg verknüpft, wie Bernhard Waldenfels in *Phänomenologie in Frankreich* schreibt. Früh lernte er „die Gewalt und die Verführungskünste des Totalitarismus in verschiedenen Formen kennen“, wuchs der Sohn einer strenggläubigen jüdischen Familie aus Litauen doch zeitweise auch in der Ukraine auf, wo er die Folgen der russischen Revolution am eigenen Leib erfuhr. Als Soldat aufseiten Frankreichs kam er nach der Niederlage nicht nur in Kriegsgefangenschaft, sondern musste auch die Kollaboration des Vichy-Regimes sowie die Ermordung seiner gesamten litauischen Familie in den Konzentrationslagern erleben. Dazu kommen „tragische geistige Erfahrungen“, so Waldenfels, die Krise traditioneller Religiosität ebenso wie das „Versagen der alten humanistischen und idealistischen Traditionen Europas“. Und nicht zuletzt: Krieg und Frieden.

Die totalitäre Macht des Krieges

„Levinas' Meditationen gehen von der Feststellung aus, daß derzeit alle Moralen unglaubwürdig geworden sind“, so Waldenfels. Ein radikales Urteil, das vor dem Hintergrund seines Lebens jedoch nur allzu verständlich erscheint. Die Macht, die alle moralischen Regeln außer

Kraft gesetzt hatte, ist für Levinas der Krieg. Er führt „die Moral ad absurdum, er höhlt die sozialen Institutionen aus, er läßt die Einzelnen Rollen spielen, die sie von ihrem eigentlichen Selbst entfremden“. Der Krieg ist damit bei Levinas nicht einfach nur ein militärischer Konflikt, sondern vielmehr eine Individuen wie Gesellschaften (oder auch die Welt) erfassen könnende Kraft, die ihre eigene Ordnung hat. Er führt zu einer Totalität, der man sich nicht entziehen kann und in der „der Einzelne seinen Sinn nur dem Platz und der Funktion verdankt, die er innerhalb der Totalität ausübt“. Diese Macht des Krieges äußert sich für Levinas nicht nur in militärischen Konflikten, sondern ebenso in einem „latenten Krieg, bei dem die Egoisten aufeinanderprallen, ohne dass Blut vergossen wird: das *Kommerzium*“. Im Handel kommt es ebenso zu der Entfremdung, die auch den militärischen Krieg ausmacht; sie führt dazu, dass Einzelne wiederum nur die Rolle spielen, die sie in der „unpersönlichen Totalität“ des Marktes erhalten.

Echter Frieden, der mehr ist als die Abwesenheit von Konflikt und Kampf, ist vor dem Hintergrund dieses Verständnisses nicht herstellbar durch militärisch-politische Interventionen oder auf wirtschaftlichem Weg. Er ist nicht Teil der Totalität, die die Einzelnen reduziert, sondern entsteht nur jenseits der Totalität im Verhältnis zu dem Anderen als transzendent Unendlichem, den man nicht zu besitzen trachtet. Für Levinas ist Frieden nur dann möglich, wenn dieses Verhältnis zu dem einer Brüderlichkeit wird, zu einer „Gleichheit von Einzigartigen“, wie Pascal Delholm und Alfred Hirsch in der Schriften-sammlung *Verletzlichkeit und Frieden* ausführen. Ist für Levinas in *Totalität und Unendlichkeit* die Politik die Kunst, „den Krieg vorherzusehen und mit allen Mitteln zu gewinnen“, so eröffnet sich für ihn mit dem Gedanken einer geschwisterlichen, liberalen und auf die ständige Anpassung von Institutionen achtenden Demokratie für die Schaffung von Gerechtigkeit ein Weg, wie auch der Friede ein echter Friede jenseits bloßer Überlebensinteressen konkurrierender Staaten sein könnte. Der echte Friede wird so zu einem Grenzbegriff, jenseits der Politik und gerichtet auf eine gerechte Zukunft.

Lässt sich echter Friede realisieren?

Über 60 Jahre nach dem Verfassen dieser Gedanken, die ja auch teilweise eine Realisierung erfahren haben, scheint eine Wende eingetreten zu sein. Der politische Ton wird rauer und kampflustiger, „winning“ ist entscheidend, Gesellschaftsbilder, in denen Menschen wieder einen festen, vorherbestimmten Platz erhalten sollen, werden bei einer steigenden Zahl rechtskonservativ ausgerichteter

junger Menschen immer beliebter. Hat ein Friedensbegriff nach Levinas da überhaupt eine Chance? Wäre er bloß politisches Programm, wohl nicht, doch gerade darum ist das, was für ihn Frieden ist, immer auch eine Frage der Ethik und nicht nur der Politik. Denn dieser Frieden braucht Menschen, die bereit sind, ihre eigenen politischen Interessen zugunsten anderer hintanzustellen und Andersheit nicht zu unterdrücken, sondern ihr Raum zu geben. Eine Forderung, deren Erfüllung immer unrealistischer erscheint. Nicht ohne Grund sind Levinas' Überlegungen zum Frieden geprägt von Begriffen wie Transzendenz, Unendlichkeit und Eschatologie: Begriffe, die er nicht religiös meint und die eine ähnliche Luft atmen wie die Friedensvisionen des Propheten Jeremia.

Levinas' Überlegungen, die angesichts ihrer Fülle und Tiefe hier nur oberflächlich Thema werden können, rücken die Frage nach der Einstellung, mit der Politik getrieben wird, ins Zentrum. Sie sind ein Plädoyer für einen Umgang mit Anderen, der sich infrage stellen lässt und der das Gewissen als dasjenige, „das die Geschichte hinterfragt“, zulässt; eine Einstellung also, die im Bewusstsein, dass vollkommene Gerechtigkeit immer ein Grenzbegriff ist, sich dennoch um diese für den Anderen müht und seine Freiheit nicht für sich (allein) einsetzt. Dem kalten Kalkül einer berechnenden Vernunft gegenüber wäre diese Einstellung mehr von einer Logik des Herzens, wie sie Blaise Pascal zu Wort brachte, bestimmt. Oder, mit Levinas, von der Güte, die sich dem Anderen als Anderem zuwendet, ohne das das „Ich“ verlorengeht. Nur in der Pluralität, so Levinas, ist der Friede möglich, als ein Friede, der „mein Friede sein [muss], Friede im Rahmen einer Beziehung, die von einem Ich ausgeht und zum Anderen hinführt“.



Daniel Pachner,
studierte Theologie in Graz,
2022–2024 DOC-Stipendiat der
Österreichischen Akademie der
Wissenschaften. Bildungsreferent
der KHG Graz und Chefredakteur
von DENKEN+GLAUBEN.

Foto: Radlinger

**PIECE
FOR
ME**

Friedensperspektiven aus der Sicht des Völkerrechts und der Menschenrechte

Die auf Kooperation gegründete Weltordnung ist heute bedroht.
Wie kann zu einem globalen Frieden beigetragen werden?

Von Wolfgang Benedek

Die internationale Friedensordnung ist seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine, dem Gazakrieg und der Präsidentschaft Donald Trumps in besonderem Maße herausgefordert. Im Jahr 2023 hat Herfried Münkler von einer „Welt in Aufruhr“ geschrieben, 2025 von „Macht im Umbruch“. Die aktuellen geopolitischen Disruptionen lassen ihn zum Befund einer grundlegenden Transformation der internationalen Ordnung kommen, die auch nach einem Ende der Trump-Administration nicht mehr völlig rückgängig zu machen sein wird. Dabei spielen auch neue globale Akteure aus der Privatwirtschaft – die Tech-Oligarchen – eine Rolle, die ebenso wie autokratische Politiker wenig von Demokratie und multilateraler Kooperation halten. *Die Stunde der Raubtiere* nennt sich ein aktuelles Buch von Giuliano da Empoli, das tiefe Einblicke in das Verhalten der internationalen Machtträger gibt. Das Vertrauen in die liberale Friedensordnung mit ihren Institutionen ist erschüttert und eine neue Rüstungsdynamik hat die Zeit der Friedensdividende nach dem Ende des Kalten Krieges abgelöst. Was ist also aus dem hohen Anspruch der Charta der Vereinten Nationen, die Menschenwürde zu gewährleisten und künftige Generationen vor der Geisel des Krieges zu bewahren, geworden? Hat die Macht der Stärkeren die Herrschaft des (Völker-)Rechts bereits abgelöst? Stehen die in den universellen Menschenrechten verbrieften Werte zur Disposition? Was bedeutet dies für die Perspektiven des Friedens in einer Welt des Umbruchs?

Das System der Friedenssicherung der Vereinten Nationen unter Druck

Das nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffene System der Friedenssicherung der Vereinten Nationen war von Anfang an nur teilweise umsetzbar. Das dort statuierte absolute Gewaltverbot, das nur für Zwecke der Selbstverteidigung oder im Auftrag des Sicherheitsrates durchbrochen werden darf, wurde wie auch die korrespondierende Pflicht zur friedlichen Streitbeilegung immer wieder missachtet. Wo eines der fünf Mitglieder des Sicherheitsrates

betroffen war, konnte dieser seine Funktion zur Bewahrung des Weltfriedens in der Regel nicht erfüllen. Während des sog. Kalten Krieges war der Sicherheitsrat weitgehend blockiert, der 1975 beendete Vietnamkrieg fiel in diese Zeit, aber auch verschiedene Kolonialkriege wie der Algerienkrieg Frankreichs von 1954 bis 1962. Auch im Fall des Irakkrieges von 2003 wurde der Sicherheitsrat von den beteiligten NATO-Staaten nicht befasst. Eine Autorisierung wie für die Befreiung Kuwaits 1991 oder den Afghanistankrieg 2001 blieb die Ausnahme.

In verschiedenen Fällen aktivierte sich die Generalversammlung aufgrund der anlässlich des Koreakrieges im Jahr 1950 beschlossenen „Uniting for Peace“-Resolution (Generalversammlungsresolution 377) in Form der Einberufung von Notstandssondertagungen. Die können freilich keine verbindlichen Beschlüsse fassen, wohl aber die Beurteilung der Staatenmehrheit zum Ausdruck bringen. Zuletzt wurde von dieser Möglichkeit im Jahr 2022 aus Anlass der Invasion der Ukraine durch Russland Gebrauch gemacht. Die noch immer andauernde 11. Notstandssondertagung verabschiedete mehrere Resolutionen, die die russische Aggression verurteilten, Russland zur Beendigung der Kampfhandlungen aufforderten und einen Entschädigungsmechanismus für Kriegsschäden forderten.

In der Praxis erlangten die in der Charta der Vereinten Nationen nicht ausdrücklich vorgesehenen „friedenserhaltenden Operationen“ Bedeutung, durch welche die Vereinten Nationen mit Hilfe der Entsendung nationaler Kontingente für ihre Blauhelmeinsätze zur Stabilisierung bewaffneter Konflikte beitragen konnten. Derzeit sind 11 Friedensmissionen aktiv, die vom Sicherheitsrat regelmäßig verlängert werden. Nur die Mission im Süden des Libanon soll 2027 auslaufen. Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass die Vereinten Nationen im Ukraine-Krieg friedenspolitisch keine bedeutende Rolle spielen konnten. Noch weniger war dies im Gaza-Krieg der Fall, wo Israel eine Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen weitestgehend verweigerte, wie dies auch am Boykott

des Hilfswerks der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge im Nahen Osten (UNWRA) sichtbar wurde.

In seiner Rede in Davos 2026 hat der kanadische Premierminister Mark Carney daraus den Schluss gezogen, dass zum Schutz der regelbasierten Weltordnung in Zukunft eine verstärkte Zusammenarbeit der Mittelmächte für eine bessere, stärkere und gerechtere internationale Ordnung erforderlich sei. Die USA als bisherige Hauptprotagonistin dieser in San Francisco 1945 grundgelegten Ordnung nimmt mit dem Argument der Wahrung ihrer Sicherheit immer weiter reichende Ausnahmen für sich in Anspruch, etwa wenn die vom amerikanischen Präsidenten Trump fast nach Belieben verordneten Zölle in postfaktischer Weise mit der nationalen Sicherheit der USA begründet werden. Aber auch die gezielte Tötung von angeblichen Drogenschmugglern aus Venezuela, die gewaltsame Entführung von dessen völkerrechtlich durch diplomatische Immunität geschütztem Präsidenten Nicolas Maduro in die USA und der Versuch der Erzwingung eines Verkaufs von Grönland durch Dänemark an die USA wurden so begründet. Die völkerrechtlich zentralen Grundsätze des Selbstbestimmungsrechts und der Unverletzlichkeit der Grenzen scheinen keine Rolle mehr zu spielen.

Unilateralismus gegen Multilateralismus

Per Dekret hat Trump auch den Austritt der USA aus mehr als 66 internationalen Organisationen und Kommissionen angeordnet, nachdem die USA schon zuvor die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und die UNESCO verlassen haben. Dies ist Ausdruck eines Bruchs mit dem auf Kooperation beruhenden Multilateralismus, der sich nicht mit der unilateralistischen Machtpolitik der Trump-Administration verträgt. Die Vereinten Nationen werden generell als ineffektiv kritisiert und zugleich ihre Arbeit untergraben, indem die Mittel für Entwicklung, Flüchtlinge oder Menschenrechte radikal gekürzt sowie die Beitragszahlungen nur verzögert, wenn überhaupt geleistet werden. Hingegen ging Trump sehr wohl Kompromisse ein, um die Zustimmung des Sicherheitsrates für seinen Gaza-Deal zu erhalten. Dazu gehört auch ein „Friedensrat“, zu dessen Vorsitzenden sich Trump selbst bestimmte. Dessen Mandat betrifft jedoch ausschließlich die Situation in Gaza. Überraschend war daher die Einladung an ca. 60 Staats- und Regierungschefs, sich daran zu beteiligen, wobei sich dieser Friedensrat mit Konfliktsituationen weltweit befassen sollte. Eine Konkurrenz zum Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ist freilich nicht möglich, weil der Trump-Rat keine vergleichbaren Befugnisse hat. Die EU-Länder, aber auch die eingeladenen Ministerpräsidenten Chinas und Russlands blieben dem Projekt daher auch fern.

Trump ist zugutezuhalten, dass er – wohl im erklärten Streben nach dem Friedensnobelpreis – immer wieder spektakuläre Entlassungen politischer Gefangener wie etwa in Belarus oder Venezuela erreicht hat, die restlichen israelischen Geiseln der Hamas freibekam und ein Ende des Gazakrieges vorantrieb. Auch in den Friedensverhandlungen zwischen der Ukraine und Russland spielt er eine aktive, wenn auch nicht immer klare Rolle. Gemäß seinen Wahlversprechen will er jedoch jede Verwicklung der USA in einen langwierigen Krieg vermeiden. Zugleich betreibt er Politik mit massiven Drohungen, die jedoch häufig das Gegenteil erreichen, wie am Beispiel Kanadas und Grönlands zu sehen ist. Seine erratische Politik gegenüber Gegnern wie Partnern hat auch negative Folgen für die amerikanische Wirtschaft, etwa auf die Börsenwerte der Trump unterstützenden Firmen. Eine neue Weltordnung basierend auf „deals“ kann keinen Bestand haben.

Der Kampf um die Rechtsstaatlichkeit

Rechtsstaatlichkeit und Vertrauensschutz (*pacta sunt servanda* und *bona fides*) sind Grundpfeiler des Völkerrechts. Und das hat auch mit der Friedenssicherung zu tun. Wie UNO-Generalsekretär Guterrez bei einer Debatte des Sicherheitsrates am 26.01.2026 ausführte, kommt der Rechtsstaatlichkeit eine zentrale Rolle für nachhaltige Friedensbemühungen zu. Dazu gehört auch die internationale Gerichtsbarkeit, da ein nachhaltiger Friede ohne Gerechtigkeit nicht möglich ist. Die USA haben hingegen internationale Ankläger und Richter mit Sanktionen belegt. Trump erklärte, dass ihn internationale Verträge nicht stoppen könnten, nur seine eigene Moral. Tatsächlich bestehen weltweit mehr als 50.000 völkerrechtliche Verträge, die fast alle Bereiche der internationalen Zusammenarbeit regeln. Darauf ist auch die Trump-Administration angewiesen. So kann sich nach der sog. Estoppel-Doktrin im Einklang mit dem Prinzip der Gegenseitigkeit kein Staat auf völkerrechtliche Regeln berufen, die er selbst nicht einhält. Verträge, die unter Zwang zustande kommen, sind völkerrechtlich ungültig.

Vor allem die Mittelmächte und kleineren Länder haben nur den Schutz des Rechts und sind daher an seiner Einhaltung interessiert. So ergeben sich für Europa neue Allianzen. Neben Investitionen in die Verteidigung bedarf es auch einer Erneuerung der regelbasierten Weltordnung. Dies bietet auch eine Chance, das Verhältnis zu den Ländern des Südens neu, auf Augenhöhe und im gegenseitigen Interesse zu organisieren, wobei die UNO-Nachhaltigkeitsziele relevant bleiben. Die Vereinten Nationen wiederum mussten aus der Not eine Tugend machen und

**PIECE
FOR
EVERY
ONE**



Illya Pavlov, PIECE, 2025. Foto: Kölbl

den größten Reformprozess ihrer Geschichte in Angriff nehmen, was sie für die Zukunft stärken könnte. In den USA verstärken sich die Gegenkräfte. So widmet die *American Society of International Law* ihre Jahrestagung 2026 der Verteidigung der Rechtsstaatlichkeit. Die verfassungsmäßig garantierte Pressefreiheit kann Trump nicht so leicht aushebeln und der Widerstand in der Bevölkerung gegen die autoritäre Politik wächst. Die Justiz zeigt der Regierung Schranken auf und der Kongress besinnt sich wieder auf seine Rolle.

Nachhaltige Friedenssicherung braucht eine neue Vision einer regelbasierten Weltordnung

Die Herausforderungen für die bestehende internationale Ordnung durch die russische Invasion und die unilaterale Bulldozerpolitik der USA könnten somit auch zu einer positiven Neubesinnung auf die tragenden Werte und Prinzipien einer regelbasierten Weltordnung als zivilisatorische

Errungenschaft führen. Dabei sind allerdings auch die internen Herausforderungen durch Populismus und Demokratieabbau, durch autoritäre Regierungen und Einschränkungen der Menschenrechte zu überwinden. Es geht somit um Resilienz gegen den Abbau von Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechten und neue Visionen für normative Alternativen zu den Schwächen der bestehenden internationalen und internen Strukturen. Dabei dürfen im Sinne einer menschlichen Sicherheit Friedensbedrohungen aufgrund globaler Erwärmung und anderer planetarer Krisen ebenso wenig negiert werden wie die Bedeutung der internationalen sozialen Gerechtigkeit. Wollen wir nicht die Zukunft einigen wenigen Großmächten überlassen, bedarf es einer erneuerten Stärkung der internationalen Zusammenarbeit in den Vereinten Nationen und anderen internationalen Organisationen auf Grundlage der Werte von Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und den Menschenrechten. Europa kommt dafür eine unverzichtbare Rolle zu.

Zum Weiterlesen

Herfried Münkler, *Welt in Aufruhr*, Rowohlt 2023, und ders., *Macht im Umbruch: Deutschlands Rolle in Europa und die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts*, Rowohlt 2025.

Giuliano da Empoli, *Die Stunde der Raubtiere. Macht und Gewalt der neuen Fürsten*, C. H. Beck 2025.

Die Aktivitäten und Resolutionen der UNO-Generalversammlung zum Ukraine-Krieg unter: <https://www.un.org/en/ga/sessions/emergency11th.shtml>

Der Text der Rede von Mark Carney in Davos unter: <https://www.weforum.org/stories/2026/01/davos-2026-special-address-by-mark-carney-prime-minister-of-canada/>

Zu Trumps „Sicherheitsrat“ siehe die Sicherheitsratsresolution 2803 vom 17.11.2025 unter: <https://www.un.org/german/sites/default/files/2025-11/sr2803.pdf>



Wolfgang Benedek, war Leiter des Instituts für Völkerrecht und Internationale Beziehungen sowie Mitbegründer und Leiter des Europäischen Trainings- und Forschungszentrums für Menschenrechte und Demokratie der Universität Graz.

Foto: Universität Graz

We Just Want Piece

Alois Kölbl im Gespräch mit dem ukrainischen Künstler Illya Pavlov



Illya Pavlov, PIECE-Performance, 2025. Foto: Milatovic

„Wladimir Putins Russland führt seinen blutigen Angriffskrieg, während es vorgibt, sich für Frieden einzusetzen“, schrieb Ekaterina Degot, in Moskau geborene Intendantin des *steirischen herbst*, über das Festival 2025 mit dem Motto „Never Again Peace“, das ein Stück von Ernst Toller aus der Zwischenkriegszeit zitiert. Der aus dem ostukrainischen Charkiv stammende Künstler Illya Pavlov bringt es mit seiner für die Hauptausstellung des Festivals entstandenen Arbeit „PIECE“ auf den Punkt: Beim Satz in Goldlettern wie auf einem Grabdenkmal stolpert man beim scheinbar falsch geschriebenen Wort hinter dem vergoldeten Ölzweig in die traurige Realität eines hohl gewordenen Begriffes und die Wut seiner ukrainischen Landsleute. Nach Ausstellungsende in der für den *steirischen herbst* genutzten ehemaligen Destillerie Bauer in der benachbarten Prankergasse wurde das Werk temporär an einer Außenwand der St.-Andrä-Kirche an einer Kreuzung im multikulturellen Griesviertel installiert. Alois Kölbl hat mit dem Künstler über seine Installation im öffentlichen Raum und eine Friedensperformance mit der ukrainischen Gemeinde gesprochen.

Alois Kölbl: Deine Arbeit „WE JUST WANT PIECE“ steht zurzeit im öffentlichen Raum an der Außenwand der Grazer St.-Andrä-Kirche. Davor war sie schon in einer Ausstellung zu sehen. Wie ist es zu dem Transfer gekommen?

Illya Pavlov: Die Arbeit ist für die Ausstellung „Never Again Peace“ im Festival *steirischer herbst* entstanden. Ich hatte bei der Einreichung für die Ausstellung mitgemacht. Damals stand das Ausstellungsthema noch gar nicht fest. Ich habe

die Arbeit ursprünglich für den öffentlichen Raum geplant. Zunächst wurde die Arbeit von den Kurator:innen des *steirischen herbst* abgelehnt, weil sie nichts für den öffentlichen Raum suchten. Nach einiger Zeit haben sie sich aber gemeldet



Ekaterina Degot, Intendantin *steirischer herbst*. Foto: Milatovic

und mir geschrieben, dass sie einen Weg gefunden hätten, die Arbeit zu zeigen, weil sie das Werk sehr mochten. Sie wollten es am Eingang zur Hauptausstellung zeigen. Das war für mich ein vollkommen anderes Szenario, als ich es mir ursprünglich für die Arbeit vorgestellt hatte. Wir haben schließlich gemeinsam eine wirklich gute Lösung für die Ausstellung gefunden. Ich bin aber auch sehr froh, dass es mit dir gemeinsam gelungen ist, die Arbeit nach Ausstellungsende doch noch im öffentlichen Raum zu zeigen, wie ich es ja ursprünglich vorgesehen hatte.

Du bist an mich herangetreten mit der Idee, es in St. Andrä zu zeigen. Was macht diesen Ort an der Kirchenwand im multikulturellen Griesviertel für dich interessant? Das ist doch ein sehr spezielles Setting ...

Ja, am Kunsthaus hätte es eine ganz andere Wirkung. Ich fand die St.-Andrä-Kirche immer schon sehr spannend und habe sie auch öfter besucht. Es gibt da einfach sehr schöne Arbeiten von zeitgenössischen Künstler:innen, die ich sehr schätze. Und dann war da noch der Schriftzug an

der Wand: „Blau es Wunder“. Ich wusste zunächst gar nicht, welche Bedeutung im Deutschen damit verbunden ist. Das habe ich erst durch dich erfahren und finde, dass es sich sehr gut zu meiner Arbeit fügt. Ich habe selber länger hier im Griesviertel gewohnt, gleich um die Ecke in der Elisabethnergasse. Ich kenne das Stadtviertel und die Menschen hier sehr gut und finde es großartig, hier mit Kunst intervenieren zu können.

Ich finde es spannend, dass deine Intervention aufs Erste für nicht-kunstaffine Menschen gar nicht als Kunstwerk erkennbar ist. Ich sehe immer wieder Leute, die davorstehen, ein Foto machen oder auch sich zu unterhalten beginnen. Es trägt auch eine Botschaft in den öffentlichen Raum am Rand einer Straßenkreuzung, die man dort nicht erwarten würde.

Für mich ist diese Arbeit so etwas wie ein Plakat, das wie eine Skulptur umgesetzt ist. Und es soll natürlich provozieren und zum Nachdenken herausfordern, gerade auch Menschen, die sich sonst nicht mit Kunst beschäftigen. Deswegen wollte ich es auch unbedingt im öffentlichen Raum haben: Er ist so etwas wie das natürliche Habitat für Plakate und Poster. Ich hoffe, dass es Diskussionen provoziert. Der öffentliche Raum ist für mich als Plakat-Künstler so etwas wie der Lebensraum der wilden Tiere, Museen und Galerien sind für gezähmte Tiere. Es gehört natürlich auch dazu, dass ich damit rechnen muss, dass meine Werke beschädigt werden, mit Kommentaren versehen oder einfach übersprüht. Das ist so etwas wie das natürliche Leben eines Posters in seinem ursprünglichen Habitat. Es lebt doch letztlich davon, dass es Reaktionen und Interaktionen provoziert. Das sind für mich schlicht und einfach Lebenszeichen meiner Kunst. Natürlich ist das nicht immer so, wie ich es mir vorgestellt habe, und manchmal auch sehr schwer zu akzeptieren, aber das gehört eben dazu, obwohl es manchmal schon sehr schwierig ist, meinen Wunsch



Illya Pavlov, PIECE-Performance, 2025. Foto: Milatovic

nach Zensur mancher Eingriffe in meine Werke zu bändigen. Vielleicht schaffe ich das besser, wenn ich älter bin (lacht).

Ich habe das Gefühl, dass du mit deinem Werk nicht einfach als Künstler ein Kunstwerk im öffentlichen Raum geschaffen hast, sondern auch sehr stark aus einer persönlichen Betroffenheit heraus mit der Öffentlichkeit in Interaktion treten möchtest ...

Ja, natürlich bin ich als Ukrainer zutiefst davon betroffen, was gerade in meinem Heimatland passiert, und natürlich ist es ein Aufschrei, um Leute zum Nachdenken zu bringen! Ich möchte als Künstler etwas beitragen zur Veränderung der Situation in der Ukraine, so wie andere es mit Fundraising machen oder mit Sammlungen von Lebensmitteln oder Medikamenten. Das war auch ein Grund

für mich, meine Arbeit beim Festival *steirischer herbst* einzureichen. Aber darüber hinaus hat die Arbeit auch noch eine abstraktere, mehr philosophische Dimension: Es geht ganz grundsätzlich darum, wie Großmächte mit schwächeren, kleineren Staaten umgehen.

Ich fand es sehr berührend, dass bei der öffentlichen Präsentation des Werkes vor der Andräkirche die in Russland geborene Intendantin des *steirischen herbst* da war, Mitglieder der ukrainischen Gemeinde mit ihrem Seelsorger und einem Chor. Wie hast du dieses Setting als Künstler empfunden, als wir dann mit den von dir gestalteten Plakaten auf der Straße in die Kirche zur Andreaskapelle zu einem Friedensgebet gezogen sind und sich Elemente einer Demonstration mit denen einer Prozession und einer Liturgie mischten?

Ich hatte keine Ahnung, ob das funktionieren würde, aber ich wollte auf jeden Fall noch einige weitere Botschaften einspielen, die mir später oder während der Arbeit an diesem größeren Werk in den Sinn gekommen waren, in denen ich mit dem phonetischen Gleichklang von „Peace“ und „Piece“ spielte. Ich wollte auch ein interaktives Element. Da passte der Chor sehr gut dazu. Mir war es wichtig, die Menschen dabei zu beteiligen und an der Aktion teilzunehmen. Die Kombination von Elementen, die aufs Erste nicht zusammenpassen, fand ich sehr spannend, etwa die Plakate auf den Tragestäben. Das sieht man normalerweise ja nicht in einer Kirche, obwohl sie natürlich auch an die Fahnen einer kirchlichen Prozession erinnerten. Und dann der Gesang: Das war ja alles eigentlich ziemlich absurd! Für mich spiegelt sich darin aber auch die reale Situation in der Ukraine, die Machtlosigkeit



Illya Pavlov, PIECE, 2025. Foto: Kölbl

angesichts der Zerstörung und das Gefühl, irgendetwas tun zu müssen. Das schafft Gemeinschaft und ist letztlich die innere Kraft, die überleben lässt.

Wie ist im Moment die Stimmung in der Ukraine? Gibt es im Krieg auch noch so etwas wie soziales Leben?

Das Leben in der Ukraine ist nach vier Jahren zermürendem Krieg wirklich sehr

schwierig. Zurzeit ist es sehr kalt, und Russland zerstört gezielt Heizungsanlagen und Kraftwerke. Mein Schwiegervater in Charliv muss ohne Heizung auskommen, und draußen hat es minus 15 Grad! Aber es gibt noch immer kulturelles Leben: Ausstellungen werden eröffnet, Bücher werden veröffentlicht. Als Designstudio, das ich mit meiner Partnerin leite, arbeiten wir mit mehreren ukrainischen Verlagen zusammen. Gerade kuratieren wir den Druck

eines sehr wichtigen Buches der ukrainischen Avantgarde-Literatur und haben auch mit dem Design eines neuen Buches eines zeitgenössischen Autors begonnen. Das Leben geht weiter, weil die Menschen keine andere Wahl haben. Viele sind geflohen. Es sind aber auch Menschen wieder zurückgekehrt, weil sie gemerkt haben, dass das Leben im Ausland für sie noch schwieriger ist als in der Ukraine. Und das Wichtigste: Es gibt immer noch Hoffnung!

Frieden ist eine Mehrgenerationenaufgabe

Junge Menschen als unverzichtbare Partner für Frieden
Von Kirsten Hartmann

Junge Menschen sind in alle Entscheidungen rund um Frieden und Sicherheit wirkungsvoll eingebunden. Ihre Perspektiven fließen systematisch in politische Prozesse auf kommunaler, nationaler und europäischer Ebene ein, von Präventionsstrategien über Sicherheits- und Verteidigungspolitik bis hin zu gesellschaftlicher Resilienz. Ihre Erfahrungen werden als wertvolle Expertise anerkannt und ihre Beiträge haben direkten Einfluss auf friedens- und sicherheitspolitische Entscheidungen.

Klingt für Sie eher nicht nach der Realität? Da haben Sie völlig Recht. Junge Menschen sind bis heute von den meisten friedens- und sicherheitspolitischen Entscheidungen ausgeschlossen. Und das, obwohl diese unmittelbar relevant für sie sind. Junge Menschen sind nicht nur überproportional von Konflikten und Gewalt betroffen, sondern seit jeher weltweit eine treibende Kraft von Veränderungen. Sie setzen sich aktiv in verschiedener Form und auf unterschiedlichen Ebenen für die Prävention und Lösung von Konflikten sowie Friedenskonsolidierung ein. Ihre positive und wichtige Rolle in Friedens- und Sicherheitsbemühungen wurde in Form der Agenda für Jugend, Frieden und Sicherheit 2015 erstmals vom UN-Sicherheitsrat anerkannt. Staaten wurden aufgefordert, junge Menschen in relevanten Prozessen auf allen Ebenen wirkungsvoll einzubinden. Doch die Realität sieht vielerorts noch anders aus, auch in Europa. Wenn junge Menschen jedoch nicht als gleichberechtigte Partner für Frieden und Sicherheit anerkannt werden, bleiben Potenzial und Chancen auf gerechten und langfristigen Frieden ungenutzt. Frieden heute ist nur möglich, wenn alle Generationen die Entscheidungen, die Gegenwart und Zukunft betreffen, mitgestalten.

Zwischen Theorie und Praxis

Es gibt viele Gründe dafür, junge Menschen wirksam in Friedens- und Sicherheitsbemühungen einzubinden. Erstens haben junge Menschen schlichtweg das Recht, in Entscheidungen einbezogen zu werden, die ihre Gegenwart und Zukunft betreffen. Zweitens gibt es derzeit weltweit so viele junge Menschen wie nie zuvor.

In vielen von bewaffneten Konflikten betroffenen Kontexten machen sie sogar die Bevölkerungsmehrheit aus. Das verdeutlicht, wie zentral junge Menschen beispielsweise für die Umsetzung von Friedensvereinbarungen sind. Drittens sind sie überproportional von Konflikten betroffen, etwa durch Rekrutierung von bewaffneten Gruppen oder Vertreibung. Neben direkter physischer Gewalt erleben junge Menschen verschiedene Formen von struktureller Gewalt, die aus ihrer anhaltenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Marginalisierung resultieren. Aber sie sind nicht nur Opfer und teilweise Täter:innen von Gewalt; junge Menschen tragen auch aktiv dazu bei, Konflikte zu verhindern und zu lösen und langfristigen Frieden zu sichern. Sie arbeiten für sicherere und friedlichere Gesellschaften – nicht nur für sie, sondern für alle Generationen.

Trotz dieser vielseitigen Potenziale gibt es Barrieren und Vorbehalte, die verhindern, dass junge Menschen aktiv Friedens- und Sicherheitsbemühungen mitgestalten. Einerseits sehen politische Entscheidungsträger:innen junge Menschen weiterhin oft als Risiko oder potenzielle Gefahr und nicht als Partner für Frieden und Sicherheit. Das beeinflusst sicherheitspolitische Maßnahmen, etwa die Reaktion auf jugendgeführte Proteste, und gegenseitiges Vertrauen. Hinzu kommt, dass zwar die rhetorische Unterstützung für Jugendbeteiligung häufig groß ist, der politische Wille zur Veränderung des Status quo aber gering bleibt. Das führt nicht selten zu Scheinbeteiligung und, bei folgenlosen Lippenbekenntnissen, Frustration bei jungen Menschen. Teilweise spielt sicherlich in Europa auch der Wähler:innenanteil von jungen Menschen in einer Gesellschaft eine Rolle für politische Priorisierung von Themen, auch wenn das hinsichtlich ihrer Bedeutung unter anderem bei zukünftigen Wahlen kurzfristig gedacht ist. Des Weiteren wird nach wie vor die Expertise von jungen Menschen aus ihrer Lebenswelt heraus nicht als solche anerkannt und ihre Beteiligung nicht notwendigerweise als etwas verstanden, das die Qualität von Entscheidungen steigert. Hinzu kommen mangelnde Ressourcen, insbesondere für kleine, jugendgeführte Organisationen, und fehlende nach Alter aufgeschlüsselte Daten. Das verhindert

die Vernetzung von Akteuren sowie Wirkungsanalysen ihrer Arbeit, was wiederum ihre Interessenvertretung auf politischer Ebene schwächt.

In Anbetracht der Potenziale und Hindernisse ist die Umsetzung der Agenda für Jugend, Frieden und Sicherheit (Youth, Peace and Security – YPS) relevant. Im Jahr 2015 verabschiedete der UN-Sicherheitsrat die Resolution 2250, in der erstmalig die wichtige und positive Rolle von jungen Menschen in Friedens- und Sicherheitsbemühungen anerkannt wurde, es folgten weitere Resolutionen 2018, 2020 und 2025. Fünf überlappende Handlungsfelder wurden identifiziert: Beteiligung, Schutz, Prävention, Partnerschaft sowie Loslösung und Wiedereingliederung. Während die Agenda auf unterschiedlichsten Ebenen institutionalisiert und operationalisiert wurde, verläuft die Implementierung weltweit ungleich und schleppend, so auch in Europa.

Not my business, oder? **Europas Rolle in YPS**

Die Umsetzung der YPS-Agenda ist für Europa von entscheidender Bedeutung – nach außen wie innen. Derzeit wird die Agenda von der EU und ihren Mitgliedstaaten vorrangig als außenpolitisches Instrument angewandt. So hat sich die EU verpflichtet, junge Menschen in Entscheidungsprozesse des auswärtigen Handelns einzubeziehen, etwa im *Youth Action Plan in EU External Action 2022–2027*. Es wurden beratende *Youth Sounding Boards* eingerichtet und Strategien, beispielsweise im Bereich der Gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik, verweisen auf die Agenda. Aufbauend auf diesen Maßnahmen sollten die EU und ihre Mitgliedstaaten in anderen Ländern und Regionen lokale YPS-Akteure und ihre Netzwerke stärken und Bemühungen zur Umsetzung der Agenda mit unterschiedlichen lokalen und externen Akteuren koordinieren.

Doch junge Menschen müssen auch *in* Europa in friedens- und sicherheitspolitische Entscheidungen enger eingebunden und die YPS-Agenda stärker in der EU und ihren Mitgliedstaaten umgesetzt werden. Hinsichtlich eines positiven Friedensbegriffsverständnisses – das auf Johan Galtung zurückgeht und neben der Abwesenheit von Krieg (negativer Frieden) auch die Zunahme von sozialer Gerechtigkeit und einer Friedenskultur innerhalb und zwischen Gesellschaften beinhaltet – wird deutlich, dass Themen rund um Frieden und Sicherheit uns nicht erst seit der russischen Völlinvasion in die Ukraine unmittelbar betreffen. Junge Menschen in Europa erleben verschiedene Formen direkter und indirekter Gewalt,

etwa geschlechtsspezifische Gewalt oder Rassismus. Auch junge Europäer:innen arbeiten aktiv für gesellschaftlichen Zusammenhalt und Demokratie und gegen Rechtsextremismus und Polarisierung – und leisten somit wichtige Arbeit in der Konfliktprävention und Friedenskonsolidierung. Die Umsetzung der YPS-Agenda ist daher in Europa vor dem Hintergrund eigener Herausforderungen von dringender Relevanz – und nicht zuletzt notwendig, um die Glaubwürdigkeit von Unterstützung in anderen Ländern und Regionen sicherzustellen.

Goldene Regel für Jugendbeteiligung

Die Frage nach wirksamer Jugendbeteiligung in Fragen rund um Frieden und Sicherheit ist komplex und kontextabhängig – und muss unbedingt gemeinsam mit jungen Menschen, unter Gewährleistung von Diversität und Pluralität, aus dem jeweiligen Land bzw. der Region beantwortet werden. Die Goldene Regel, also sein eigenes Handeln danach auszurichten, wie man selbst behandelt werden möchte, gibt aber einen ersten Anknüpfungspunkt. Junge Menschen müssen als politische Akteure der Gegenwart ernst genommen werden. Oft werden sie als die Zukunft eines jeden Landes angesehen.

Das ist nicht falsch, verschiebt jedoch ihre Prioritäten und Perspektiven in die Ferne. Junge Menschen ernst zu nehmen, bedeutet auch, sie nicht irgendwie, sondern wirkungsvoll einzubinden – d. h. nicht für ein Foto oder um eine Checkliste abzuarbeiten. Prozesse müssen junge Menschen von vornherein mitdenken und beteiligen. Es geht hierbei etwa um transparente Informationsweitergabe, den Zeitpunkt ihrer Beteiligung in einem Prozess und nicht zuletzt darum, sie mit Respekt zu behandeln und ihren Schutz im digitalen und analogen Raum sicherzustellen.

Weiterhin sind generationsübergreifende Partnerschaften von großer Bedeutung. Wenn es darum geht, *junge* Menschen stärker in relevante Entscheidungen einzubinden, geht es automatisch auch um *ältere* Menschen, insbesondere in Machtpositionen. Es braucht folglich ein Bewusstsein dafür, dass alle Generationen von wirksamer Jugendbeteiligung profitieren. Themen wie Klimawandel sowie funktionierende Renten- und Gesundheitssysteme verdeutlichen die Co-Abhängigkeit der Generationen. Generationsübergreifender Austausch kann dabei helfen, gegenseitiges Verständnis und Vertrauen aufzubauen, und erfordert Empathie für die jeweiligen Perspektiven und Erfahrungen. Neben einem Bewusstsein braucht es aber auch mehr Wissen und Kompetenzen, wie junge Menschen wirkungsvoll beteiligt werden können – für junge und ältere Menschen. Gegenwärtige Herausforderungen



Illya Pavlov, PIECE, 2025. Foto: Milatovic

betreffen alle Generationen und erfordern daher einen inklusiven Ansatz, um sie für aktuelle und kommende Generationen in gerechter Weise zu bewältigen.

Kein Allheilmittel, aber unverzichtbar

Vor dem Hintergrund zunehmender bewaffneter Konflikte, Krisen und gesellschaftlicher Polarisierung drängt sich die Frage, wie Frieden heute möglich ist, förmlich auf. Die wirksame Beteiligung von jungen Menschen ist zwar allein kein Allheilmittel für Frieden, aber gerechter und langfristiger Frieden ohne junge Menschen ist nicht möglich. Friedens- und sicherheitspolitische Entscheidungen betreffen junge Menschen heute und morgen und müssen nicht über sie, sondern mit ihnen getroffen werden. Für Europa bedeutet das, junge Menschen nicht nur als Partner für Frieden und Sicherheit anderswo, sondern auch in Europa einzubinden. Hierfür braucht es strukturelle Beteiligungs- und Schutzmechanismen und starke generationsübergreifende Partnerschaften. Denn letztlich dient eine gemeinschaftliche Ausgestaltung von Frieden und Sicherheit allen Generationen.

Für alle Interessierten

findet sich die „Gen P(eacebuilder): Youth Expertise on Peace and Security“ unter:
www.helmut-schmidt.de/yps-platform

Der Beitrag baut auf früheren Veröffentlichungen von Kirsten Hartmann auf, unter anderem den BKHS Perspectives #10_2025 „Peace powered by youth: Germany needs to champion the Youth, Peace and Security agenda“ sowie „Untapped potential: youth as partners for peace and security“, In: Strengthening Partner Europe! BKHS Magazine 05; 2025. Bundeskanzler-Helmut-Schmidt-Stiftung, 70–73.



Kirsten Hartmann, war bis einschließlich März 2026 Referentin in der Programmlinie *Europa und internationale Politik* der Bundeskanzler-Helmut-Schmidt-Stiftung (BKHS). Dort leitete sie das Projekt „Gen P(eacebuilder) – Umsetzung der Agenda Jugend, Frieden und Sicherheit“.

Foto: Zapf

THE PIECE PLAN



„Bella gerant alii ...!“ Österreich vor dem Weltgericht

Auszug aus dem Beitrag „Blitzlichter historisch belasteter Friedensvorstellungen“ von **Johannes Mindler-Steiner** für den Sammelband „Ethik und Frieden“

Im Jahr 2000 landen Raumschiffe der Global Union vor dem Schloss Schönbrunn, vor der Hofburg und auf den Straßen Wiens. Mit an Bord der Flugobjekte sind unter anderem mit Todesstrahlern ausgestattete Weltpolizisten, Vertreter:innen der Global Union (Islamische Union, Südamerika, Nordamerika, Europa, Asien und Afrika) und die anfänglich streng-unterkühlte und „gefürchtete“ Präsidentin der WESCHUKO, der Weltschutzkommission (Hilde Krahl). Zuvor war Österreich, bzw. dessen neu gewählter Ministerpräsident (Josef Meinrad), von den alliierten Siegermächten, welche Österreich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch immer besetzt hatten, vor ihrem Tribunal angeklagt worden, den Weltfrieden gebrochen zu haben. Der österreichische Ministerpräsident hatte nämlich bei seiner Angelobung die österreichische Bevölkerung dazu aufgefordert, ihre von den alliierten Besatzermächten ausgestellten, viersprachigen Staatsbürgerschaftspässe zu zerreißen, um ein Zeichen gegen die noch immer andauernde Besetzung durch die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs zu setzen und mit Nachdruck die Wiederherstellung eines unabhängigen Österreichs zu fordern. Die Weltschutzkommission befindet – angesichts dieser aktuellen Aggression und der dem Land historisch angelasteten mehrfachen Kriegsschuld – zunächst, dass Österreich als eigenständiger Nationalstaat seine Existenz verwirkt habe und man das Gebiet besser in ein Freilichtmuseum umwandeln solle. Der österreichische Präsident inszeniert sodann mit der Hilfe Hunderter Komparsen aus der Bevölkerung Szenen und Figuren aus der österreichischen Geschichte, welche allesamt zeigen, dass das Ansinnen des Weltgerichts nicht gerechtfertigt sei und keine Schuld vorliege. Als es Spitz auf Knopf steht, findet letztlich der Vertreter Asiens, ein Chinese, die Moskauer Deklaration von 1943 im Staatsarchiv, was den Argumentationsstrang des österreichischen Präsidenten zusätzlich stärkt. So erhält das österreichische Volk in aller Wein-, Schrammel- und Walzerseligkeit, sozusagen mit Handkuss, seine Unabhängigkeit zurück.

Die oben kursorisch wiedergegebene Handlung stammt aus dem Drehbuch eines ideologisch-identitätsstiftenden,

von den Gräueln des nationalsozialistischen Österreichs ablenkenden und unter österreichischer Starbesetzung 1952 umgesetzten Filmes, der bezeichnenderweise den Titel *1. April 2000* trägt.

1. April 2000 pendelt [...] im Genre zwischen Komödie mit einer gewissen Prise Selbstironie und Science-Fiction-Film, hat aber einen ernsthaften politischen Hintergrund. [...] In *„1. April 2000“* wird die Heiratspolitik der Habsburger als friedlicher Wesenszug Österreichs bzw. seines einstmals dominierenden adeligen Herrscherhauses hervorgehoben, wobei auch der dort agierende österreichische Präsident mittels einer unwiderstehlich österreichischen Charmeoffensive auf die Damen unter den internationalen Beobachter:innen einwirkt. Österreich wird als eine kultur- und insbesondere friedliebende Nation dargestellt, welche zu gar keinen kriegerischen und abscheulichen Verbrechen fähig wäre. Kurzum: „Make love, not war“ als Erfindung der Habsburger.

1. April 2000 liefert – abseits seiner Kernaussage „Österreich als erstes Opfer von Hitlerdeutschland“ – Anstoß für ethische Fragen:

Kann man von Frieden sprechen, wenn eine Region „befriedet“ wurde und von einer oder mehreren Besatzungsmächten kontrolliert wird?

Ist ein sogenannter „Präventivschlag“/„Präventivangriff“/ eine „Militäroperation“ ethisch vertretbar? [...]

Und letztlich: Kann es eine Weltgemeinschaft geben, welche friedlich zusammenlebt und Konflikte beenden kann – mit oder ohne Waffengewalt?

Oder andersherum, um ein Hobbes-Theorem aufzugreifen – kann es nur Krieg geben, ist dies der Naturzustand des Menschen: „bellum omnium contra omnes“ als „homo homini lupus“? [...]

Der ungekürzte Beitrag findet sich im 2026 erscheinenden Sammelband „Ethik und Frieden. Interdisziplinäre Perspektiven“, der gemeinsam mit dem Institut für Ethik und Gesellschaftslehre, AAI und KHG im Ferdinand Schöningh Verlag publiziert wird.



Yaron Steinberg, Flood View (Detail), paper cuttings, 2026. Foto: Kölbl

Gewalt zur Sprache bringen

Sprache kann Gewalt offenbaren, Täter benennen und Richtig sein. Sie kann sie aber gleichermaßen auch verschleiern, Erfahrungen von Gewalt ins Lächerliche ziehen oder gar zu rechtfertigen versuchen. Wie Gewalt zur Sprache gebracht wird, ist entscheidend. Dabei kann dieses Sprechen auch wehtun, uns die Welt als eine deutlich machen, in der Furchtbares und Böses geschieht. Wie vielfältig das Verhältnis von Sprache und Gewalt sein kann, ist Thema der folgenden Seiten – implizit auch, warum Schweigen und ein gutes Gewissen selten zusammenpassen.

Ist Frieden möglich?

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Yaron Steinberg über sein Projekt „The Flood“

Nomadentum und die Rückbindung an Heimat tauchen in verschiedenen Facetten im Werk des israelischen Künstlers Yaron Steinberg immer wieder auf. In seiner Ausstellung in der QL-Galerie verwebt er sehr Persönliches mit seiner künstlerischen Gestaltung: Die Idee zum Projekt „The Flood“ hat der in Jerusalem lebende Künstler während seiner Residency in Graz entwickelt, als in seiner Heimat gerade der israelisch-iranische Krieg ausgebrochen war und die Wunden des Terroranschlags vom 7. Oktober 2023, der ihn zur Aufgabe seines ursprünglichen Wohnortes gezwungen hatte, noch nicht verheilt waren. Auf der Folie der biblischen Flutgeschichte bilden die persönlichen Erfahrungen der Sorge um seine Familie und Freunde den Ausgangspunkt für universellere Überlegungen, indem er ein Szenario entwirft, das auf die Ängste und Bedrohungen der gegenwärtigen Umbruchszeit reagiert. Kontrollverlust und die Erfahrung individueller Verunsicherung spielen dabei ebenso eine Rolle wie kollektive Unsicherheit angesichts multipler Krisen in einer sich immer rasanter wandelnden Welt. Alois Kölbl hat mit ihm über sein Ausstellungsprojekt, über Terror und Krieg, aber auch die Hoffnung auf Frieden in seiner Heimat gesprochen. Nur zwei Tage nach dem Gespräch sind die Bilder des Anschlags zum Beginn des jüdischen Chanukka-Festes am australischen Bondi Beach wie eine Flutwelle in die internationale Aufmerksamkeit geschwappt und lassen die Installation in der QL-Galerie in ganz neuem Licht wie eine Vorausahnung des schrecklichen Geschehens in Australien erscheinen.



Yaron Steinberg, 2026. Foto: Milatovic

Alois Kölbl: Dein Projekt für die QL-Galerie heißt „The Flood“. Welche Überlegungen stehen hinter der Idee zu deiner Installation im Foyer des Studierendenhauses in der Leechgasse?

Yaron Steinberg: Die Idee entstand während meiner Residency in Graz im vergangenen Jahr. Diese Zeit war geprägt von den

Sorgen um meine Familie in Israel, weil in dieser Zeit der Krieg zwischen Israel und dem Iran begonnen hatte. Ich habe mich in dieser Zeit mit der Geschichte der Sintflut beschäftigt, die etwas an sich hat, das in mehreren Kulturen auftaucht, nicht nur in der Bibel. Meine Beschäftigung mit der Geschichte hat damit zu tun, dass der Terrorakt des 7. Oktober 2023 von der

Hamas auf arabisch als „Tufan al-Aqsa“ bezeichnet wird, was die Flut oder der Sturm von Al-Aqsa bedeutet. Das bezieht sich auf die Al-Aqsa-Moschee am Tempelberg in Jerusalem, eine der heiligsten Stätten des Islam. Mir ging es in meiner Beschäftigung mit der Flut um einen sehr persönlichen Zugang und die persönliche Dimension: Wie geht es einem Menschen,



Yaron Steinberg, Family Archive, found family photographs, 2026. Foto: Milatovic

der eines Tages aufwacht und sich mit einer riesigen Katastrophe auseinandersetzen muss, die sich über ihm zusammengebraut hat? Es geht mir also weniger um den großen weltumspannenden Kontext, den diese Geschichte auch hat, sondern um den Sturm, der hereinbricht und unvorhersehbare Konsequenzen in einem individuellen Leben verursacht. In der Ausstellung versuche ich einen kleinen Ausschnitt so einer persönlichen Erfahrung in meiner Installation umzusetzen, diese hochsymbolische und komplexe Geschichte also auf die ganz persönliche Ebene herunterzubrechen. Für mich spielen da auch meine eigenen Erfahrungen in Graz eine Rolle: Mein Zimmer im Stadtzentrum von Graz lag genau gegenüber einer Kirche und die Glocken läuteten regelmäßig und ich wollte natürlich möglichst oft in direktem Kontakt mit meiner Familie sein. Es war nicht das erste Mal, dass die Lage in meiner Heimat sehr unsicher war und Gefahr für die Menschen

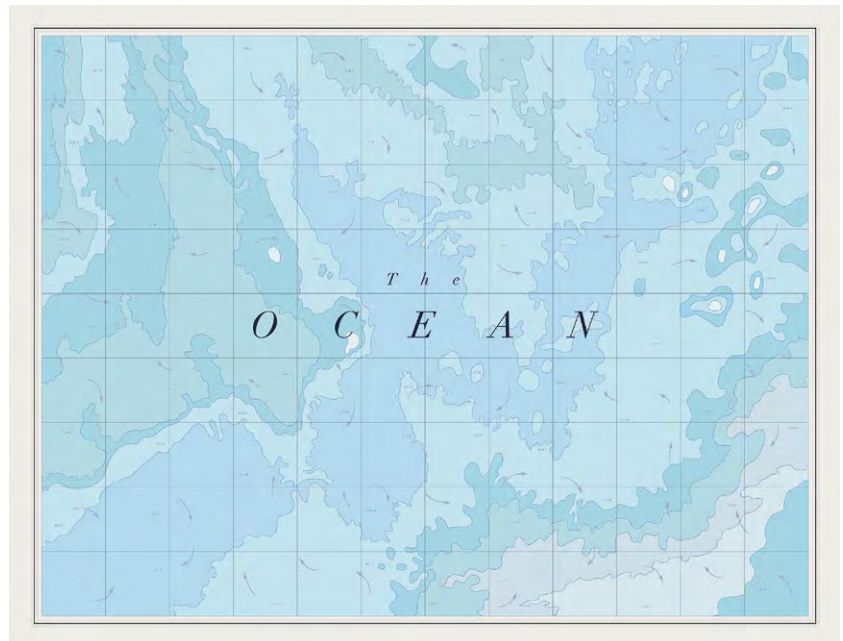
drohte, die mir nahestehen, und ich nicht vor Ort bei ihnen war. Menschen, die so etwas noch nicht erlebt haben, können das vielleicht schwer nachvollziehen. Es ist ein ganz eigenartiges, sehr intensives Gefühl: Man möchte unbedingt bei seinen Liebsten sein, die sich in Gefahr befinden, und verspürt gleichzeitig eine sehr große Einsamkeit. Die zwei Jahre nach dem 7. Oktober waren für mich wie eine Achterbahnfahrt: so viele Höhen und Tiefen, so viele Emotionen. Und es geht nicht nur um die physische Gefahr. Eine der größten Herausforderungen für mich persönlich war nicht die unmittelbare Gefahr durch Raketen oder Bomben. Die Flut kam von überall: von den Medien, von Menschen, aus der öffentlichen Meinung. Jeder in meinem Heimatland war davon betroffen, das war wie ein kollektiver Trauerprozess. In der Ausstellung nehme ich keine moralische Perspektive ein, ich versuche, nicht zu bewerten. Ich möchte das Gefühl vermitteln, das diesen

Moment ausmacht: Da hängen hunderte Glasstücke an dünnen Fäden von oben in den Raum, sie wirken wie Regentropfen und gleichzeitig wie Tränen oder der Sprühregen einer Flutwelle. Sie sind einerseits sehr schön, strahlen eine große Ruhe aus, sind faszinierend, weil sich in ihnen der ganze Raum wie in einem winzigen Spiegelbild bündelt. Sie sind fragil und zerbrechlich, aber wenn sie zu Boden fallen und zerbrechen, werden die gerundeten, organischen Formen zu gefährlichen, spitzen Glasstücken, die verletzen können. – So wie eine Flutwelle eine unberechenbare Gefahr darstellt, eine Bedrohung, die über den Köpfen schwebt ...

Das erscheint mir wie ein Ausblick in unsere Realität: Auch hier im sicheren Österreich werden wir täglich medial überflutet mit Bildern von Kriegen und Terror. Du hast die Erfahrung unmittelbarer Betroffenheit. Du warst wegen

des Terrors am 7. Oktober gezwungen, deinen Wohnort im Norden Israels zu verlassen und nach Jerusalem zu ziehen. Fühlst du dich eigentlich sicher?

Ja, ich habe mich immer sicher gefühlt. Das klingt vielleicht eigenartig und ist nicht ganz einfach zu erklären. Ich bin in Jerusalem aufgewachsen, in den neunziger Jahren. Ich ging in der Innenstadt zur Schule, und für meinen täglichen Schulweg musste ich jeden Tag mit vier Bussen fahren, einen von dem Haus, wo ich wohnte, ins Zentrum, einen in der Altstadt und dann wieder zurück. Es war die Zeit der Zweiten Intifada, fast jede Woche gab es einen Anschlag, Hunderte Menschen starben, und trotzdem fühlte ich mich nie unsicher. Wir haben einfach weitergelebt. In diesem Sinne habe ich mich nie wirklich „sicher“ oder „unsicher“ gefühlt. Ehrlich gesagt waren die letzten zwei Jahre in Jerusalem diejenigen, in denen ich mich am sichersten gefühlt habe, auch wegen der starken Präsenz von Polizei und Armee. Aber es geht nicht um mich! Die größte Angst im Krieg ist nicht, dass dir selbst etwas passiert, sondern dass du morgens aufwachst und eine Nachricht bekommst, dass jemand aus deinem persönlichen Umfeld gestorben ist: vielleicht jemand, den du vor zehn Jahren getroffen hast, vielleicht ein Familienmitglied, ein Nachbar oder jemand aus der Schule. Die Menschen in meiner Heimat sind Krieg und Terror gewöhnt. Das war nie anders, solange ich mich zurückerinnern kann. Natürlich war es nicht einfach für mich, mein Haus im Norden Israels von einem Tag auf den anderen verlassen zu müssen. Ich musste ja auch meinen Job dort aufgeben. Aber ich bin jetzt glücklich in Jerusalem. Es ist meine Heimatstadt. Dieser magische Ort hat etwas Besonderes, etwas Einzigartiges, egal, ob man religiös ist oder nicht. Ich fühle mich hier zu Hause. Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben an einem Ort verbringen, aber ihr Herz ist woanders. Für mich ist Jerusalem Heimat. Persönlich hat



Yaron Steinberg, Divisions of the Sea, three maps on paper, *the ocean* (Detail), 2026. © Steinberg

mich in den zwei Jahren nach dem Terrorakt des 7. Oktober nichts direkt verletzt – weder körperlich noch emotional. Aber da war auch die Erfahrung, die ein jüdisches Sprichwort gut zusammenfasst: „Mein Wohlergehen ist das Wohlergehen meines Volkes.“ Wenn alle leiden, ist man immer auch persönlich betroffen!

Jerusalem ist eine ganz besondere Stadt: nicht nur für Juden, sondern auch für Christen und Muslime. Das „himmlische Jerusalem“ der religiösen Traditionen steht auch für die Vision, dass Frieden möglich ist. Was denkst du über die Zukunft deiner Heimat? Ist Frieden möglich?

Zuerst ist es wichtig, die Bedeutung dieses Ortes zu verstehen. Für Juden ist Jerusalem weit mehr als ein physischer Ort. Unser wichtigstes Familienfest ist Pessach, nicht Weihnachten. Wir feiern den Auszug der Israeliten aus Ägypten, das ist zentral für die Entstehung des Volkes Israel, zusammengefasst in der Überlieferung, dass aus zwölf Stämmen ein Volk wurde: Sklaven aus Ägypten,

die in Jerusalem zu freien Menschen wurden. Der letzte Satz der Pessach-Zeremonie lautet: „לשנה הבאה בירושלים“ Nächstes Jahr in Jerusalem.“ Äthiopische Juden lebten zweitausendfünfhundert Jahre isoliert in Nordäthiopien, ohne Kontakt zu anderen Juden, und trotzdem trugen sie diese Sehnsucht nach Jerusalem in ihren Herzen, von Generation zu Generation. Als es einigen von ihnen schließlich möglich war, nach Jerusalem zu kommen, küsstet sie den Boden. Ein sprechendes Bild dafür, dass dieser Ort die Wiege unserer Kultur und Geschichte ist und unser Volk untrennbar mit dieser Stadt verbunden ist. Das gilt es aus unserer Perspektive unbedingt zu verstehen. Frieden beginnt mit Verständnis und gegenseitiger Anerkennung. Jede Begegnung beginnt für Juden buchstäblich mit dem Wunsch nach Frieden, wenn wir einander „Shalom“ wünschen, das ist im Arabischen genauso. Ich bin eine sehr optimistische Person, das war ich immer schon. Deswegen sage ich: Frieden ist möglich, wenn wir Menschen das wirklich wollen. Aber in meiner Heimat ist das noch ein sehr langer Weg!



Yaron Steinberg, Flood View, paper cuttings, 2026. Foto: Milatovic

Deine Installation in der QL-Galerie wirkt wie eine Arbeit über Angst und Bedrohung, aber auch über Schönheit und Fragilität. Geht es dabei auch um Frieden und Krieg?

Ganz grundsätzlich geht es um ambivalente, menschliche Erfahrung in einer Bedrohungssituation und damit natürlich auch um Krieg und Frieden. Frieden ist fragil, er ist nicht einfach der Normalzustand im menschlichen Zusammenleben. In Europa war Frieden lange selbstverständlich, jetzt merkt man, dass er es nicht ist. Meine Arbeit handelt nicht direkt vom Krieg. Sie handelt vom persönlichen Erleben von Unsicherheit. Große Begriffe reduzieren sich am Ende immer auf individuelle Erfahrungen. Diesbezüglich ist für mich das Setting im ersten Stock auf der Galerie in der Ausstellung besonders wichtig: Das ist für mich irgendwie wie eine Art Backstage-Bereich. Zum einen kann man dort von oben herab aus einer ganz anderen Perspektive auf die Glastropfen schauen, zum anderen zeige ich dort Fotografien, die alle aus Familienalben stammen könnten.

Es sind Fotografien aus den neunziger Jahren – der Zeit meiner Jugendjahre –, die ich in Second-Hand-Läden gekauft habe. Sie stammen aus einer Zeit, in der es noch nicht selbstverständlich war, mit dem Handy alles zu fotografieren. Ich knüpfte da an Arbeiten vom Beginn meiner künstlerischen Laufbahn an, als ich stark von der französischen Künstlerin Sophie Calle beeinflusst war, die sich sehr mit dem persönlichen Privatleben auch ihr nicht bekannter Menschen beschäftigte. Man kommt zu diesen Fotografien, wenn man in der Ausstellung durch die Flut-Installation hindurchgegangen ist, begegnet also irgendwie „backstage“ den Bildern von Menschen, die man nicht kennt. Für mich sind das Menschen, die durch die Flut gegangen sind. Ich versuche da, die Erfahrung nach dem Terrorakt des 7. Oktober zu bündeln. In meinem kleinen Heimatland, wo die Menschen viel direkter miteinander verbunden sind und voneinander wissen als hier in Europa, war die Erfahrung der Rückkehr oder des Bangens um gekidnappte Menschen sehr intensiv. In einem kleinen und ständig bedrohten Land ist

auch die Solidarität untereinander sehr groß. Auch wenn man die Entführten nicht direkt kannte, so kannte fast jede(r) jemanden, der mit einem(r) Entführten in irgendeiner Beziehung stand. Als die Geiseln zurückkamen, fühlte sich das an wie eine Rückkehr aus dem Tod. Es entstand eine unglaubliche Solidarität und auch ein Gefühl von Sicherheit – trotz des Krieges, trotz des Hasses.

Während deiner Residency hier in Graz brach nicht nur der Krieg zwischen Israel und dem Iran aus, sondern es ereignete sich auch der furchtbare Amoklauf in einer Grazer Schule. Wie hast du das erlebt?

Das war für mich ganz eigenartig. Ich verfolgte ja keine lokalen Nachrichten. Als ich an diesem Morgen aus dem Haus ging, war ich völlig ahnungslos. Aber ich spürte irgendwie intuitiv, dass etwas sehr anders war, das war ein sehr „israelisches“ Gefühl: Menschen standen still und starrten nur fassungslos auf ihre Handys. Das kenne ich sehr gut aus Israel und spürte sofort, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste. In Israel ist das eine fast alltägliche, kollektive Erfahrung, und das bereits über viele Jahre. Und: Ob man will oder nicht, man ist Teil dieser kollektiven Erfahrung. In Graz war ich plötzlich als vollkommener Außenseiter, der keine Ahnung hatte und niemanden in der Schule oder auch von den Angehörigen kannte, Teil eines kollektiven Geschehens. So grausam es ist: Solche Ereignisse verbinden Menschen untereinander. Das war auch in Graz in den Tagen nach den schrecklichen Ereignissen sehr spürbar. Mitgefühl entstand und Aufmerksamkeit füreinander, auch mit Menschen, die man gar nicht kannte. Und natürlich entstand auch das Nachdenken darüber, wie so etwas in Zukunft verhindert werden könnte. Das ist es letztlich, was wirklich menschliches Miteinander ausmacht und wachsen lässt, gerade in Krisenzeiten und wenn Katastrophen wie eine Sturmflut über uns hereinbrechen.

Gewalt, Rache, Geister

Zur literarischen Darstellung von Femiziden in
Michelle Steinbecks Roman *Favorita*

Von Maria Schigan

Wenn wir erfahren, dass der Ort, an dem wir uns gerade befinden, der Schauplatz einer Gewalttat oder eines Verbrechens war, spielen vorgefasste Eindrücke und Stimmungen plötzlich keine Rolle mehr: Wir haben das Gefühl, dass sich etwas in unserer Wahrnehmung verändert hat und unsere Umgebung mit Bildern trübt, die wir nicht ausblenden können. Als Unbehagen oder Schauer schleicht sich die Vergangenheit in die Gegenwart ein. So geht es auch der Protagonistin in Michelle Steinbecks 2024 erschienenem Roman *Favorita*, der jungen Schweizerin Fila, die beim Versuch, den Mord an ihrer Mutter aufzuklären, auf einen Femizid im Italien der Nachkriegszeit stößt.

Zwei Morde, unterschiedlich bewertet

Gestrandet in einer mittelitalienischen Villa, findet sie im umliegenden Wald einen Gedenkstein mit dem Bild der jungen Bauerstochter Sisina, der im Alter von 19 Jahren beim Wasserholen die Kehle aufgeschlitzt wurde. Ihr Mörder, so erfährt Fila, wurde nie ausfindig gemacht. Man habe sowohl ihren Verlobten als auch den damaligen Besitzer der Villa verdächtigt, ihnen aber letztlich nichts nachweisen können. Vor dem Gedenkstein stehend, imaginiert sie die letzten Momente im Leben der Sterbenden: „Hier hat sie also gelegen. Blut strömt ihr warm übers Gesicht, aus dem Hals und in die Ohren hinein. Sie spürt noch den Boden unter sich leben, die Asseln, den Wald.“ (S. 204) Sisinas sanfter Gesichtsausdruck auf dem Foto verleitet Fila zu der Annahme, dass die Ermordete dem Täter mittlerweile verziehen hat: „Sie ist erlöst und lächelt über die Sinnlosigkeit des Lebens.“ Ihr Gedankengang wird allerdings abrupt unterbrochen: „NEIN, zischt ein plötzlich wütender Wind. Sisina? Bist du hier? [...] Die Plastikblumen auf dem Sockel zittern leicht. Wer hat sie dir gebracht? Keine Antwort, ich weiß. Die Toten reden nicht. Sogar meine Mutter, die lauteste von allen, wurde zum Schweigen gebracht. Aber sie kriegt kein Denkmal am Wegrand, kein hübsches Bild.“ (S. 205)

Anders als im Fall Sisina, deren tragischer Tod in den Medien Wellen schlug, wird der Mord an Filas Mutter unter den Teppich gekehrt. Die offizielle Erklärung – Tod durch Leberzirrhose – dient nur der Vertuschung, wie Fila zu Beginn des Romans am Telefon von einer italienischen

Ärztin erfährt: „Aber glaub ihnen nicht, wenn sie sagen, es war die Leber. Es tut mir leid, deine Mutter wurde getötet.“ (S. 12) Mit diesen mageren Informationen und den Kontaktdaten eines Krankenhauses in Neapel, macht sich Fila auf eine Reise, die im Zeichen ausgleichender Gerechtigkeit steht. Eine Obduktion des Leichnams ist nicht mehr möglich. Je mehr Fila über das Leben ihrer Mutter Magdalena erfährt, die sie als Kind in die Obhut der Großmutter gegeben hat, desto deutlicher werden die Hintergründe des Mordes: Magdalena alias „Favorita“ war nicht nur tonangebend im Rotlichtmilieu der Stadt, sondern durch ihr Wissen auch eine Gefahr für die Pläne ihres Ehemannes, eines Zuhälters und Drahtziehers in neofaschistischen Kreisen, der sich als Filas Vater zu erkennen gibt. Das Anliegen des Romans wird dabei klar: Er zeigt, dass die Gesellschaft Gewalt gegen Frauen unterschiedlich wahrnimmt und bewertet, geht auf die Diskursmacht der Medien ein, auf patriarchale Strukturen in der Politik und widmet sich darüber hinaus ausführlich der historischen Dimension des Themas.

Wechsel der Erzählformate

So werden der Mord an Sisina und der daran anschließende Prozess im Roman nicht einfach in den Erzähltext integriert, sondern in Form von fiktionalisierten Zeitungsberichten wiedergegeben, in denen Steinbeck nicht nur den Voyeurismus der Gesellschaft ausstellt, sondern auch aufzeigt, welche Fragen im Zuge der Gerichtsverhandlung Relevanz erhalten: War Sisina zum Zeitpunkt der Tat noch Jungfrau? Haben ihre offene, lebenslustige Art und ihre Beliebtheit bei Männern den eifersüchtigen Verlobten zur Tat „gedrängt“? Gerade in Abgrenzung vom Haupttext und dessen literarisch anspruchsvollem Erzählmodus, lassen die Presseartikel die spezifischen Bedingungen offenbar werden, unter denen Sisinas Leben von der Öffentlichkeit als „betrauerbar“ wahrgenommen wird. Die Medien arbeiten eifrig daran, eine „Mitschuld“ Sisinas zu konstruieren, um nicht nur eine schockierende Geschichte zu erzählen, sondern auch den Täter zu entlasten, was schließlich auch gelingt. Steinbeck weist damit nicht zuletzt auf die Kontinuität bestimmter medialer Narrative hin, die die Schuldfrage entweder hin zur getöteten Frau verschieben oder aber den Mann als abnormes Scheusal

darstellen. Die letztgenannte Variante ist meist an ein idealisiertes Frauenbild gebunden – je „reiner“ das Opfer inszeniert wird, desto unmenschlicher erscheint der Täter. Während Sisina zeitweise zur „Heiligen“ stilisiert wird, dann wieder im Verdacht steht, eine „Hure“ zu sein, fällt Magdalenas Tod durch ihre gesellschaftliche Stellung als Sexarbeiterin grundsätzlich aus diesem Aushandlungsrahmen heraus. Mit Judith Butler könnte man argumentieren, dass ihr Tod deshalb so leicht vertuscht werden kann, weil ihr Leben von vornherein nicht als gefährdetes Leben wahrgenommen wurde, was der Roman an vielen Stellen andeutet. So erfahren wir von Fila: „Nach dem Tod meiner Großmutter nahm ich mir vor, Magdalena zu suchen, doch es kam nicht dazu. Wie auch? Sie war verschwunden. In Wahrheit hätte sie längst tot sein können, wer wusste das schon.“ (S. 20)

Rache als Leitmotiv

Die Erkenntnis, dass ihre Mutter über Jahre hinweg von ihrem Ehemann misshandelt und schließlich getötet wurde, lässt Fila nicht mehr los: Sie fordert Rache – das Leitmotiv des Romans auf formaler Ebene – und Vergeltung für das erlittene Unrecht, und zwar analog zum alttestamentarischen Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Zu Recht muss man sich deshalb bei der Lektüre dieses wilden, ins Fantastische oszillierenden Rachefeldzugs die Frage stellen, was damit in Bezug auf alternative Wahrnehmungsformen von Femiziden gewonnen ist. Es sei betont, dass *Favorita* nicht dazu aufruft, Gewalt mit Gewalt zu vergelten, sondern vielmehr einen „Kampf“ führt, der sich einzig im Medium der Sprache abspielt und insofern Gerechtigkeit zum Ziel hat, als dabei jene ideologisch aufgeladenen Narrative gesprengt werden, die Gewalt gegen Frauen legitimieren. Steinbeck nutzt dazu unterschiedliche ästhetische Strategien, wobei die wohl auffälligste nachfolgend skizziert wird.

Unterwanderung neofaschistischer Ideologien – das Spiel mit Körpermetaphern

Im Rückgriff auf fantastische Elemente machen sich die Geister ermordeter Frauen mehr als nur einmal bemerkbar. Dabei gehen diese Begegnungen meist mit einer „Öffnung“ des Raumes einher, wie z. B. an der Stelle, wo Fila im Nachtzug nach Italien die Stimmen ihrer toten Mutter und Großmutter vernimmt: „Auf wackligen Beinen wanke ich zurück, falle in die Wände, gegen Fenster, die Geister.“ (S. 50) Dieses Charakteristikum zeichnet auch Filas spätere Begegnungen mit dem Geist Sisinas aus – Zusammenkünfte, die sich dadurch ankündigen, dass sich die

Umgebung auf unerwartete Weise verändert: „Aus einem Baumstrunk wächst das Gesicht einer Eule. Katzenartiges Käuzchen. Totenvogel.“ (S. 203) Wo Gegenstände, Tiere, Pflanzen und Himmelskörper auf diese Weise transformiert werden, erscheint das in der hegemonialen, männlich geprägten Ordnung marginalisierte „Andere“ nicht nur als Speicher von Gewalterfahrungen, sondern auch als lebendig und handlungsfähig. Dabei geht es Steinbeck nicht um eine essentialistische Zuschreibung der Nähe der Frau zur „Natur“. Vielmehr muss man diese Transformation vor dem Hintergrund des Rachemotivs begreifen: Innerhalb des neofaschistischen Zirkels rund um Filas Vater herrscht die Auffassung vor, dass männliche Souveränität und politische Macht nur durch die Herrschaft über den weiblichen Körper möglich seien. Dieser wird mit einer Reihe von Zuschreibungen versehen, wobei die dabei angewandte Metaphorik nicht zufällig an Marinettis futuristische Manifeste erinnert, die ihrerseits unter Mussolini große Bedeutung erlangten: „Zu viel Umgang mit Mädchen und Frauen, sei es zuhause oder in der Gesellschaft, verweichlicht jeden Mann. Unser großer Denker benutzt das Bild einer tödlichen Qualle, die im Wasser betörend schillert. So dringt das Weibliche unter den männlichen Panzer.“ (S. 430) Auffällig ist, dass der Roman in der Schilderung von Filas Rachefeldzug genau diese Bilder aufnimmt, etwa wenn Fila den Tanz „eine[r] mörderische[n] Qualle“ (S. 431) in ihrem Magen wahrnimmt oder jene wilden Tiere, mit denen Frauen verglichen werden, plötzlich die Männerversammlung stürmen. Damit weist der Roman auf groteske Weise auf die Konstruiertheit solcher Feindbilder hin und führt die Gewalt dorthin zurück, wo sie ihren Ursprung genommen hat.

Favorita kann in diesem Sinn als literarisch-experimenteller Vergeltungsschlag gegen misogynen Ideologien betrachtet werden. Im Rückgriff auf fantastische Elemente macht Steinbeck das Unsichtbare sichtbar und bringt das Verschwiegene in einer Weise zur Sprache, wie es nur die Literatur vermag.



Maria Schigan,
studiert in Graz Germanistik.
Sie ist Studienassistentin im
Bereich Neuere deutsche Literatur.
2024 gewann sie den Literatur-
wettbewerb *wirsindlesenswert*.

Foto: Brandl

„Ich wollte die zum Schweigen gebrachten Frauen hören“

Maria Schigan im Gespräch mit Michelle Steinbeck

Im Gespräch über ihren Roman *Favorita* (2024) geht Michelle Steinbeck auf das Spannungsverhältnis von Gewalt und Sprache ein. Ausgehend von der Beobachtung, dass Sprache nicht nur Instrument von Gewalt sein kann, sondern auch Möglichkeiten bietet, Gewalt aufzuzeigen, erzählt sie vom Subversionspotenzial der Literatur und bietet einen spannenden Einblick in Prozesse des Schreibens.

Michelle Steinbeck ist eine Schweizer Autorin. Ihr Debütroman *Mein Vater war ein Mann an Land und im Wasser ein Walfisch* war nominiert für den Schweizer sowie den Deutschen Buchpreis 2016 und wurde vom Leseklub des Shotts Prison zum *Best Book of Edinburgh Book Festival* 2019 gekürt. 2018 erschien ihr Gedichtband *Eingesperrte Vögel singen mehr*. Ihre Bücher und Reportagen wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sie ist Kolumnistin der *WOZ – Die Wochenzeitung* und Mitbegründerin des feministischen Autorinnenkollektivs *RAUF* in Zürich. Sie lebt in Basel.



Michelle Steinbeck. Foto: Bachmann

Maria Schigan: Strukturieren Sie Ihren Plot im Voraus oder schreiben Sie intuitiv?

Michelle Steinbeck: Dieses Buch begann mit einem Ort, an dem ich für ein paar Wochen war, um zu schreiben. Als ich erfuhr, dass dort kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eine junge Frau ermordet worden war, deren Mörder nie gefasst wurde, interessierte mich das sehr. Ich wollte den

Fall lösen und darüber schreiben – eine Art True Crime. Da konnte ich keinen genauen Plot haben, weil ich ja nicht wusste, was passieren würde. Je länger ich mich jedoch mit dem Fall befasste, mit Leuten darüber redete und recherchierte, desto klarer wurde mir, dass der Krimi als Genre nicht reicht. Es interessierte mich nicht mehr so sehr, wer der Mörder gewesen war, vielmehr ging es

mir um die Frage, was die Gesellschaft mit so einem Fall macht. Vor allem wollte ich diese junge Frau – in meinem Buch heißt sie Sisina – zum Sprechen bringen, wollte hören, was sie zu all dem sagte. Der Roman trug deshalb lange den Arbeitsuntertitel ‚Eine Geisterbeschwörung‘. Während der Beschäftigung mit Sisina rückte dann die Figur der Magdalena immer mehr ins Bild, über die ich schon lange

schreiben wollte, aber nicht wusste, wie. Mit ihr kamen auch ihre Mutter Lavinia und ihre Tochter Fila. Fila wurde zu meiner Erzählerin und das Buch wurde auch zu einem Generationenroman. Der Plot wurde also verändert und viel größer als ursprünglich gedacht. Generell ist ein Plot bei mir ein Gerüst, eine Art Skelett, während das Meiste erst im Schreiben entsteht. Ich glaube, wenn ich von Anfang an wüsste, was alles passiert, würde mich das langweilen, dann würde ich gar nicht so lange dranbleiben mit dem Schreiben.

Bauen die fiktiven Zeitungsartikel zum Fall ‚Sisina‘ sprachlich und formal auf historischen Vorlagen auf?

Ja, wobei das Historische an den Formulierungen leider gar nicht so historisch ist. Der echte Fall, auf dem jener der Sisina basiert, ist aus den späten 1940er Jahren. Die Zeitungsberichte aus der Zeit unterscheiden sich aber gar nicht sehr von heutigen Artikeln zu Femiziden. Nicht nur geschehen dieselben Mechanismen wie etwa das Sympathisieren mit dem Täter bis hin zu regelrechter Täter-Opfer-Umkehr. Es ist erschütternd zu sehen, wie etwa im Fall von Giulia Cecchetin, die 2023 mit 22 Jahren in Italien von ihrem Exfreund ermordet wurde, exakt dieselben Formulierungen verwendet wurden wie damals. Meine Quelle für den historischen Fall ist das Buch eines lokalen Journalisten, das 2001 erschienen ist. Es beinhaltet viel O-Ton, zum Beispiel Dialoge aus den Gerichtsprotokollen zum Mordprozess. Darin finden sich unsägliche Formulierungen, die ich nicht hätte erfinden können.

Inwieweit war für Sie beim Schreiben der Gedanke relevant, dass Sprache als Medium einerseits dazu genutzt werden kann, Gewalt durchzusetzen, andererseits aber auch als Gegenmittel fungieren kann, indem sie Gewalt „zur Sprache zu bringt“?

Ich wollte auf jeden Fall vermeiden, die Gewalt durch mein Schreiben zu reproduzieren. In der Schweiz gibt es eine

ehrenamtliche Organisation, die Webseite stopfemizid.ch, auf der Femizide dokumentiert werden. Dort gibt es auch einen Leitfaden für Journalist:innen, der aufklärt, wie verantwortungsvoll über solche Fälle berichtet werden soll. So soll etwa die Gewalt nicht beschrieben werden. Das war eine große Frage, wie ich damit im Roman umgehe. Ich habe mich beim Schreiben immer wieder gefragt: Wenn ich Gewalt darstelle, zu welchem Zweck? Das war einer der Gründe, warum ich mich entschieden habe, den Fall der Sisina anhand von Zeitungsberichten zu erzählen. Diese zeigen genau das: wie sich Gewalt sprachlich äußern kann. Ich habe sozusagen die Reproduktion reproduziert, um eine Spiegelung zu erzeugen. Meine Erzählerin Fila

sowie die Leser:innen sollten das erleben, was ich erlebt habe, als mir das Buch über den realen Fall, auf dem Sisina basiert, in die Hände fiel. Die Aufregung, das Gruseln, das seltsame Interesse an all den Details – dieses True-Crime-Gefühl: Vielleicht kann ich den Fall lösen? Und dann schleicht sich Ekel ein, das Gefühl einer Leere: Warum finde ich das spannend? Was ist los mit uns, dass wir ermordete Mädchen als Unterhaltung empfinden? Im Roman lasse ich Fila das reflektieren und mit anderen Figuren diskutieren. Was ich außerdem spannend finde, ist das Thema der Gegengewalt: Der Roman erzählt ja auch von Frauen, die anfangen, sich zu rächen. Fila kommt auf diese Idee, als sie im Museum die Rächerin Judith



Michelle Steinbeck, *Favorita*, Cover. © park x ullstein



Elisabeth Gschiel, aus der Serie: „Broken Guns“ (2021/23) / Installationsansicht Andreaskapelle, 2026. Foto: Milatovic

sieht. Gleichzeitig fragt sie sich immer wieder, ob sie zu einer solch blutigen Form der Gewalt überhaupt fähig wäre und inwieweit sie sich dadurch verändern würde. Vielleicht ist das eine Antwort auf die Frage, warum patriarchaler Gewalt in der Realität so wenig entgegengesetzt wird, obwohl eine Art von Gegengewalt doch eigentlich naheliegend wäre.

In *Favorita* kommen viele fantastische Elemente und Passagen vor. Hat diese Form des Erzählens für Sie eine besondere Bedeutung, wenn es darum geht, Femizide literarisch darzustellen?

Ich wollte hören, was diese Frauen erzählen, und das ging mit „realistischen“ Mitteln nicht. Stattdessen konnte ich Leerstellen mit Hilfe von Fantasie und verschiedenen Wahrnehmungszuständen füllen, in die Fila gerät und in denen sie verschiedenen Arten von Geistern begegnet.

In die Handlung sind auch Geschichten von biblischen Figuren und Heiligenerzählungen eingeflossen. Worum ging es Ihnen dabei?

Bei Judith geht es um das Thema der Rache und der Gegengewalt, wobei ich spannend fand, wie alt diese Materie bereits ist. Sie sowie die heilige Agatha, die ja auch auf dem Cover ist, erleben brutale patriarchale Gewalt. Agatha werden etwa die Brüste abgeschnitten, weil sie sich nicht auf einen Mann einlassen will. Dass sie danach heiliggesprochen wird, bringt ihr ebenso wenig, wie es Sisina etwas bringt, wenn nach ihrem Tod darüber debattiert wird, ob sie wohl Hure oder Heilige war. Für die patriarchale Gewalt spielt es keine Rolle – auch wenn immer so getan wird. In Süditalien gibt es eine Süßspeise, die Agathas Folter in einer absurden Weise aufgreift: „Jungfrauenbrüste“ oder „Brüste der Agatha“ genannt – Törtchen, die optisch an die weibliche Brust erinnern. Auch ein Ausdruck davon, wie diese Gewalt im täglichen Leben dargestellt wird.

Wen soll das Buch erreichen?

Mein Wunsch ist natürlich, dass es möglichst viele lesen. Es beinhaltet so viele Genres: Wer sich für Geistergeschichten, historische Romane, Italien,

Generationenromane, Krimis und True Crime begeistert, wird in *Favorita* etwas für sich finden. In der Rezeption bzw. in gewissen Rezensionen wurde dem Roman schnell der Feminismus-Stempel aufgedrückt, was für mich persönlich natürlich kein Problem ist, aber viele potenzielle Leser:innen abschreckt. Das fand ich schade, weil das Thema der patriarchalen Gewalt alle angeht und nicht nur jene, die sich sowieso schon kritisch damit beschäftigen. Ich freue mich immer, wenn Leser zu mir kommen und sagen, dass sie in *Favorita* etwas über patriarchale Gewalt gelernt haben, besonders über Dinge, die sie selbst unbewusst tun. Beim Schreiben habe ich auch immer wieder an die Männer gedacht, mit denen ich am Ort des „Sisina“-Verbrechens unterwegs war, die auch als Vorbilder für gewisse Figuren im Roman dienen. Als ich erfuhr, dass sie Faschisten sind, hat mich das sehr beschäftigt, ich wollte verstehen, was sie aus dieser bescheuerten Ideologie ziehen. Ich schrieb also ein bisschen auch für sie – als ob sie eines Tages das Buch lesen würden und alles aus dieser völlig anderen Perspektive sehen. Die sie dann wunderbarerweise umstimmen soll. Die meisten Reaktionen kommen jedoch von Leser:innen, die sich gesehen fühlen. In ihrer ständigen Wachsamkeit gegenüber der Bedrohung durch patriarchale Gewalt. Und was mich überraschte: viele mit ähnlichem familiären Hintergrund (Italo-Schweizer der 2. oder 3. Generation), die sagen, dass sie sich gesehen und an ihre Familiengeschichte erinnert fühlten. Das ist wunderbar, denn dieser Teil des Buches zeigt einen Teil von mir, den ich immer versteckt hatte, weil ich mich dafür schämte. Und jetzt kommen Leute und sagen, dass es ihnen genauso geht! All das – das Gefühl der Verbundenheit, nicht allein zu sein – ist wahrscheinlich wertvoller, als einen Faschisten zu bekehren.



Elisabeth Gschiel, Broken Guns (Installationsansicht
Andreaskapelle), rote Nähseide auf Leinwand in
Acrylglasrahmen, 2026.
Foto: Milatovic

Gewalt der Sprache, Sprache der Gewalt

Wenn Dolmetschende vor der Herausforderung stehen, Unaussprechliches in Worte zu fassen. Translationswissenschaftlerin Şebnem Bahadır-Berzig über mehrsprachige Kommunikation als Krisenmanagement.

Von Sophie Hollwöger

Ob im Asylverfahren oder in der Katastrophenhilfe – in vielen Situationen braucht es Dolmetscher:innen, damit Menschen in der Lage sind, traumatische oder gewaltvolle Erfahrungen mitzuteilen. Doch das ist keineswegs der einzige Gesichtspunkt, unter dem Gewalt bei der Sprachmittlung eine Rolle spielt: „Gewalt ist immer mit dabei“, hält Şebnem Bahadır-Berzig, Professorin am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Universität Graz, fest. „Jedes Übersetzen oder Dolmetschen ist ja in gewisser Weise Gewalt: Wir nehmen die Rede einer Person in einer Sprache, verarbeiten sie, bemächtigen uns ihrer, um sie zu verstehen, verändern sie also schon damit, und übertragen diese Version in eine andere Sprache, mit einer anderen Stimme.“

Anders als in herkömmlichen Gesprächskonstellationen sind es in gedolmetschten Gesprächen – gerade in migrantischen mehrsprachigen Gesellschaften – oft nicht zwei Parteien mit gleichen Voraussetzungen, die auf Augenhöhe miteinander kommunizieren, sondern es herrscht ein Machtungleichgewicht. Deutlich wird dies etwa beim *public service interpreting*, dem Dolmetschen in öffentlichen Einrichtungen: Bei der Polizei, beim AMS, beim Jugendamt oder in sonstigen behördlichen Kontexten treten Menschen, die in der Mehrheitsprache nicht (ausreichend) kompetent sind, vor ein Gegenüber, das von Amtes wegen über die Sprachverwendung entscheidet, also buchstäblich die Sprache *beherrscht*. So wird die Frage nach der Sprachgewalt für die Dolmetschsituation im doppelten Wortsinn maßgeblich.

Zwischen Anteilnahme und Abgrenzung

Bahadır-Berzig beschäftigt sich in Forschung, Lehre und Praxis mit Gewalt und Vulnerabilität in mehrsprachiger Kommunikation. Als markantes Beispiel führt sie den Bereich Asyl und Migration an, wo oft zu erleben ist, dass Menschen, die nach Österreich kommen, durch eine Vorgeschichte von erlittener Gewalt geprägt sind, über die sie sprechen müssen, um das Bleiberecht, einen Platz

im Frauenhaus oder Hilfe in einem Therapiezentrum zu bekommen. Diese Menschen übersetzen ihre Erfahrungen in Sprache – aber in eine Sprache, die im Aufnahmeland nicht gesprochen wird. Hier kommt die Dolmetscherin ins Spiel. Die physische Gewalterfahrung durchläuft also mehrere Filter, ehe sie verstanden werden kann, und in diesem komplexen Prozess ist die Dolmetscherin „ein ganz, ganz wichtiger Faktor“.

Wie aber geht man als Dolmetscherin damit um? „Das geht nicht aus dem Effeff, einfach nur, weil ich zufällig die Sprache kann oder zufällig aus diesem Raum stamme und weiß, was dort gerade passiert“, stellt Bahadır-Berzig klar. Wer Gewalt sprachlich überträgt, bleibt davon nicht unberührt – ähnlich, wie wenn wir in einem Roman darüber lesen, aber intensiver, denn von der ‚idealen‘ Dolmetscherin wird erwartet, sich komplett in die Sprecher:innen hineinzuversetzen. Das ist schon daran erkennbar, dass üblicherweise in der ersten Person gedolmetscht wird – die Dolmetscherin spricht als die Person, deren Aussagen sie wiedergibt, in der Ich-Form.

Es gehe also darum, involviert zu sein, ohne selbst Schaden zu nehmen, so Bahadır-Berzig, die auch außerhalb des universitären Kontextes jahrelang Laiendolmetscher:innen unter anderem in dieser Hinsicht ausgebildet hat. Je stärker die Dolmetscherin persönlich betroffen ist, insbesondere wenn sie nicht geschult ist, umso wahrscheinlicher ist es, dass sie belastende Inhalte verkürzt, verfälscht oder auslässt. Da aber beispielsweise für Dari, Paschtu oder diverse afrikanische Sprachen häufig keine universitär ausgebildeten Dolmetscher:innen zur Verfügung stehen, werden hier Laiendolmetscher:innen herangezogen, die oft einen ähnlichen Hintergrund und womöglich ähnliche Folter- bzw. Gewalterfahrungen mitbringen. „Solche Dolmetscher:innen müssen dazu empowert werden, nötigenfalls zu sagen: Ich kann das nicht mehr dolmetschen, weil meine eigenen Erfahrungen mit einfließen – ich kann nur einen Schritt zurück machen und beschreiben, was gesagt wurde, aber zum Beispiel nicht mehr in der ersten Person sprechen.“



Steinberg, Family Archive, found family photographs, 2026. Foto: Milatovic

„Wie weit kann ich gehen?“

Die Behauptung, man könne bei erschütternden Gesprächen vollkommen neutral bleiben und „nur genau das übertragen, was gesagt wird“, spricht nicht für Professionalität, sondern für einen Abwehrmechanismus, betont Bahadır-Berzig: „Wenn wir gewaltvolle Inhalte über uns, durch uns laufen lassen, dann macht das etwas mit uns. Und wenn es nichts mit uns macht, ist das ein Problem.“

Umgekehrt sind aber auch Fälle bekannt, in denen übertriebene Empathie zum Burnout führt oder Dolmetscher:innen ähnliche posttraumatische Symptome entwickeln wie ihre Klient:innen. Daher ist es wichtig, angehenden Dolmetscher:innen in der Ausbildung nicht nur zu vermitteln, wie sie sich sprachlich und inhaltlich am besten vorbereiten, sondern vor allem die Reflexionskompetenz zu schulen, „damit man weiß: Wie weit kann ich gehen? Was will ich und was will ich nicht?“ Nicht jede Dolmetscherin kommt etwa mit medizinischen Inhalten zurecht oder damit, in politischen Kontexten Aussagen zu vermitteln, die der eigenen Meinung konträr entgegenstehen; viele machen irgendwann die Erfahrung, dass eine Situation sie sehr belastet hat oder sie die Dolmetschung am liebsten abgebrochen hätten. Für solche Fälle gibt es mittlerweile vereinzelt Angebote von Psychotherapeut:innen und Organisationen, die Supervisionen für Dolmetscher:innen durchführen. Regelmäßige Termine, die vom Berufsverband organisiert werden und vielleicht sogar verpflichtend in Anspruch zu nehmen sind, gibt es hingegen nicht. Sollte es aber, findet Bahadır-Berzig, damit endlich das Tabu durchbrochen wird: „Bei uns herrscht immer noch dieser Leistungsdruck, weil die neutrale, distanzierte Dolmetscherin als das höchste Ideal betrachtet wird. Bei Einrichtungen, die mit Dolmetscher:innen arbeiten, aber auch allgemein in der Gesellschaft herrscht oft so eine

absolut illusorische Vorstellung vom Dolmetschen, dass das selbst unter professionellen Dolmetscher:innen kaum thematisiert wird.“

Auch Augenblicke, in denen Gewalt nicht nur Thema, sondern Form der Kommunikation wird, sind in vielen Dolmetschsettings nicht auszuschließen. Wenn etwa vor Gericht oder in politischen Kontexten die Sprache entgleist und Flüche oder Beschimpfungen fallen, müssen Dolmetschende über Strategien verfügen, damit umzugehen. Das kann bedeuten, die eigene Komfortzone zu verlassen und sich bewusst mit Kraftausdrücken in den jeweiligen Arbeitssprachen auseinanderzusetzen – um auch Dinge verbalisieren zu lernen, die man selbst nie sagen würde. Fühlt man sich dazu nicht in der Lage, gibt es aber auch die Möglichkeit, die Strategie zu ändern und „beschreibend oder explikativ zu dolmetschen, das heißt, dass ich einfach erkläre, was das für ein Fluch ist“.

Im Studium in Graz wird die Frage nach Selbstschutz und Selbstkompetenz zunehmend in Lehrveranstaltungen, vor allem zum *public service interpreting*, berücksichtigt. In den letzten Jahren habe man in dieser Hinsicht bereits Fortschritte gemacht, attestiert Bahadır-Berzig – aber das Thema müsste noch viel stärker fokussiert werden: „In unserer Zunft beginnt sich das erst langsam zu verändern, dass wir als das höchste Maß von Professionalität nicht mehr die Neutralität betrachten, sondern das kritische Bewusstsein, die Selbstreflexion.“

Urmoment der Krise

Von Neutralität bis Aktivismus werden freilich auch von außen häufig Erwartungen an Dolmetschende herangetragen, die unrealistisch, unvereinbar oder gänzlich unmöglich sind. „Hier ist ganz prinzipiell zu klären, dass

es keine ideale Dolmetschung gibt“, hält Bahadır-Berzig fest. „Gerade angesichts der Tatsache, dass selbst in derart sensiblen Kontexten zunehmend maschinelle Unterstützung, z. B. durch Apps, eingesetzt wird, bin ich der Meinung, dass wir diesen Aspekt menschlicher Translation, den wir in der Dolmetschforschung bislang immer als Manko angesehen haben – nämlich dass wir nicht sagen können, wie das ideal verdolmetschte Gespräch aussehen soll –, eigentlich neu lesen müssen: Dass jede Dolmetscherin anders ist und eine andere Dolmetschung liefern wird, genau das ist unsere Stärke.“

Schließlich sind auch Dolmetschsettings äußerst vielfältig. Bahadır-Berzig befasst sich schwerpunktmäßig mit Krisen-, Katastrophen- und Notsituationen, doch im Kern ist das jede Dolmetschsituation: „Ich will das mal vergleichen mit einer Brille: Die Dolmetscherin kommt dazu, weil es anders nicht funktioniert – aber es wäre besser, wenn es ohne sie ginge. Der Bedarf an mehrsprachiger Kommunikation ist per se schon ein Krisenmoment, weil das bedeutet, dass zwei Menschen nicht miteinander reden können. Das ist für mich der Nukleus, der Urmoment der Krise.“ Mit diesem Verständnis lassen sich Krisen sowohl auf der individuellen, Beziehungs- oder Familienebene verorten wie auch auf der Gruppen- oder kulturellen Ebene. „Und dann gibt es Krisen, die von dieser persönlichen, biographischen auf eine sehr greifbare und viele Menschen betreffende Ebene übergehen, wie ein Blackout oder ein Flüchtlingsstrom, der ins Land kommt.“ Bis hin zum Kriegs- oder Katastrophenfall: „Die Bandbreite ist riesig. Wir Dolmetscher:innen dürfen nie aus den Augen verlieren, dass wir zum einen auf der Mikroebene Personen zusammenführen, die einen Kommunikationszusammenbruch erleben, aber ebenso auf der Makroebene zwei Systeme – politische, kulturelle, organisatorische, Bildungs- oder Rettungssysteme.“

Die Zukunft: partizipative Forschung

Von diesem Gedanken geht auch ein aktuell in Planung befindliches Forschungsprojekt aus, das sich, koordiniert von Şebnem Bahadır-Berzig, mit dem Schlüsselthema Mehrsprachigkeit und Translation in Krisen- und Katastrophenräumen beschäftigt soll. Mit einem Schwerpunkt in Graz, aber auch mit Kooperationspartner:innen in Spanien und der Türkei sollen Situationen in der Flüchtlingsarbeit ebenso abgedeckt werden wie das Dolmetschen für Hilfsorganisationen nach Naturkatastrophen. Die Erstellung von Websites, Datenbanken oder Schulungsmaterialien, die Zusammenarbeit mit Ersthelfer:innen, Krisentherapeut:innen und (internationalen) Rettungs-teams sowie Warnungen und

Anweisungen, die auch sprachliche Minderheiten erreichen müssen – all das verlangt im Notfall nach mehrsprachiger Kommunikation. Im Rahmen dieses Projekts soll ein umfassendes Netzwerk aufgebaut und lokale Expertise eingebunden werden: „Es geht darum, dass wir diese Forschung nicht nur mit Expert:innen, sondern auch mit den mehrsprachigen Menschen vor Ort durchführen. Es ist ein *community-based project*“, erklärt Bahadır-Berzig.

Was das bedeutet? „Dolmetschen in Krisensituationen erweckt gerne den Anschein, dass es sprachlich-kulturell ‚bedürftige‘ Menschen gibt, die den Krisen ausgeliefert sind, und wir Maßnahmen entwickeln, die über ihre Bedürftigkeit hinweghelfen. Aber diese Communitys bringen auch Know-how mit, das oft nicht gesehen wird. Unser interdisziplinäres und internationales Forschungsteam geht davon aus, dass wir viel von diesen Menschen lernen können und ihre Ressourcen besser in die Lösungen einbinden sollten.“ Bahadır-Berzig ist überzeugt: „Breitenwirksame kollaborative Forschung, die alle betroffenen Akteur:innen einbezieht: Das ist die Zukunft.“

Şebnem Bahadır-Berzig

Professorin, stellvertretende Institutsleiterin und Ko-Sprecherin des Forschungsbereichs „Translation, Migration und Minderheiten“ am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft; Ko-Sprecherin des Schwerpunktbereichs „Mehrsprachigkeit, Migration und kulturelle Transformation“ der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz. Dolmetscherin und Übersetzerin mit den Arbeitssprachen Deutsch, Türkisch, Englisch und Französisch.

Zum Weiterlesen

Bahadır-Berzig, Şebnem: The task of the interpreter in the struggle of the other for empowerment: Mythical utopia or sine qua non of professionalism? In: *Translation and Interpreting Studies* 5/1 (2010), S. 124–139. URL: <https://doi.org/10.1075/TIS.5.1.08BAH>.

Bahadır-Berzig, Şebnem et al.: TransMigra oder Wie Translationspraktiken in mehrsprachigen Krisenräumen partizipativ erforscht werden können. In: *Aus der Wissenschaft* 2/2024 (wissenschaftliche Beilage zum UNIVERSITAS-Mitteilungsblatt), S. 13–16. URL: https://www.universitas.org/wp-content/uploads/Wissenschaftl.-Beilage_224_web.pdf.

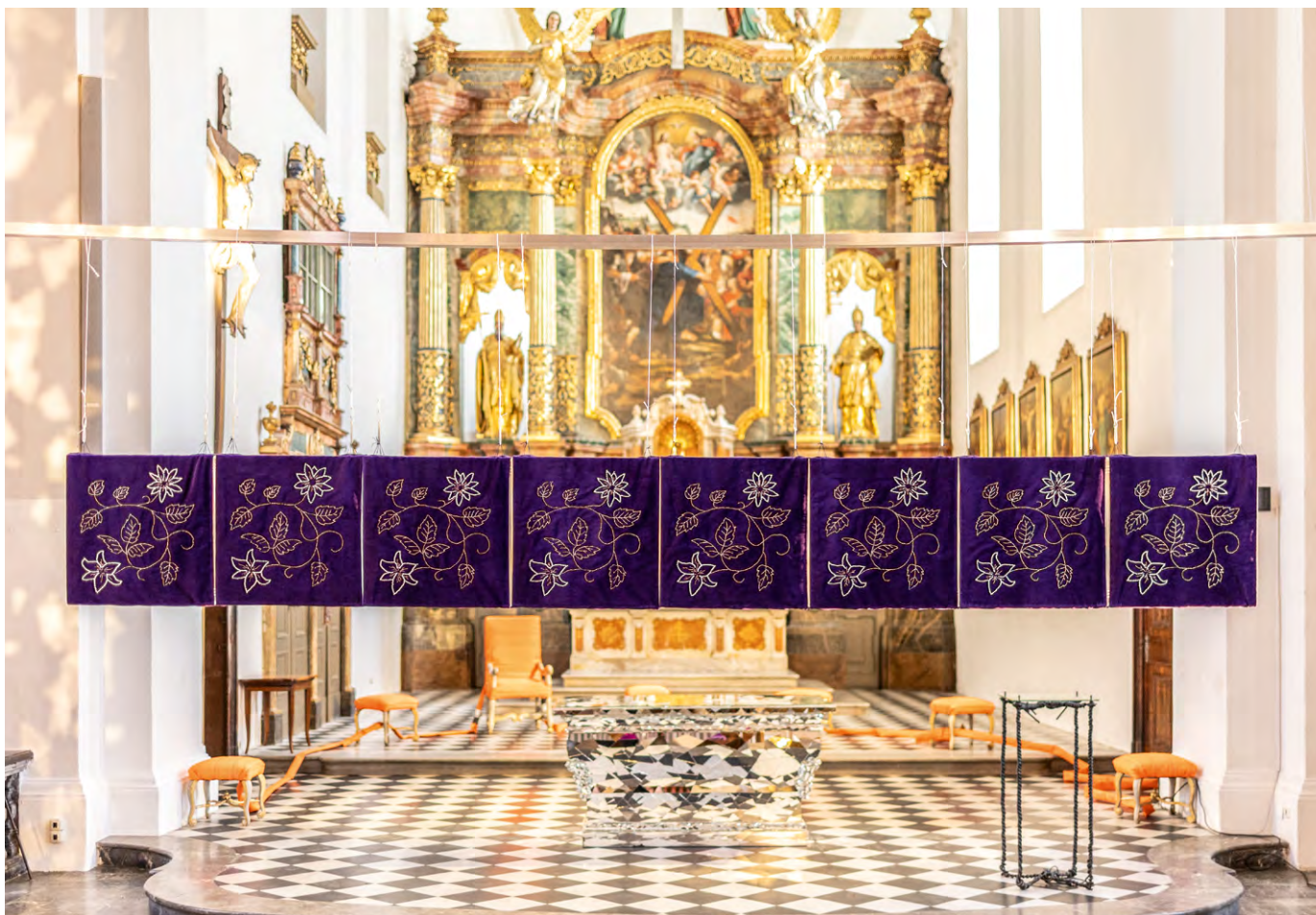


Sophie Hollwöger, studiert Übersetzen, Germanistik und Klassische Philologie in Graz und ist als Übersetzerin für die Sprachen Englisch und Italienisch, Lektorin und Korrektorin tätig.

Foto: privat

„Die Waffen nieder!“

Alois Kölbl im Gespräch mit Elisabeth Gschiel



Elisabeth Gschiel, Fastenzeit-Installation in der St.-Andrä-Kirche, 2026. Foto: Milatovic

In diesem Jahr hat die Künstlerin Elisabeth Gschiel die Fastenzeit-Installation in der Grazer Andräkirche gestaltet. Nach dem Sturm auf das Kapitol in Washington und unter dem Eindruck von immer zahlreicher werdenden Bildern bewaffneter Auseinandersetzungen ist ihre Serie genähter Bilder von funktionsuntüchtigen Waffen entstanden, die wie eine bildnerische Transformation des Romantitels der österreichischen Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner wirken. Alois Kölbl hat mit ihr über ihr Projekt in der Andräkirche gesprochen.

Alois Kölbl: Wenn man an bildende Künstler:innen denkt, haben die meisten Menschen im Kopf, dass sie malen oder zeichnen, dass sie fotografieren, filmen oder Skulpturen schaffen. Dein künstlerisches Medium ist die Nähnaedel. Wie bist du dazu gekommen?

Elisabeth Gschiel: Ich bin da ein wenig hineingestolpert. Als Künstlerin komme ich ursprünglich von der Malerei. Vor ungefähr fünfzehn Jahren wollte ich etwas Neues probieren. Mir ist während einer Asienreise aufgefallen, wie unglaublich viel Plastikmüll dort auf den Straßen

liegt. Diese Erfahrung habe ich als Künstlerin aufgegriffen und wollte aus Plastikverpackungsmaterial, das ich selber bei mir im Haushalt gesammelt habe, eine künstlerische Arbeit schaffen. Ich konnte aber keinen passenden Klebstoff finden, um die Materialien zusammenzufügen.



Elisabeth Gschiel, aus der Serie: „Broken Guns“ (2021/23)/
Installationsansicht Andreaskapelle, 2026. Foto: Milatovic

So habe ich zur Nähmaschine gegriffen und gesehen, dass das wunderbar funktioniert, um die Plastikteile dauerhaft zusammenzuhalten. Eigentlich hatte ich mir damals geschworen, nie wieder etwas mit einer Nähmaschine zu machen, weil es wahnsinnig anstrengend und kompliziert war. Jedoch hatte ich nach einiger Zeit noch weitere Ideen, die ich unbedingt mit diesem Werkzeug ausprobieren wollte. Da stand am Anfang kein Plan dahinter, es war mehr ein Experimentieren mit genähten Linien. So sind es mittlerweile fünfzehn Jahre geworden, dass die Nähmaschine mein Zeichenstift geworden ist. Und über das Nähen bin ich dann auch zu den Stecknadeln gekommen, die ich als eine Art „gezeichnete Linie“ sehe.

Du wirst in der Vorbereitungszeit auf das Osterfest die Fastenzeitinstallation in der Grazer St.-Andrä-Kirche gestalten und in der Andreaskapelle auch deine Waffenserie zeigen. Das ist ein ungewöhnliches Bildmotiv für einen Kirchenraum. Was bedeutet es für dich als Künstlerin?

Begonnen habe ich meine Serie genähter Waffenbilder nach dem Sturm auf das Kapitol 2021 als Reaktion auf die verstörenden Bilder von bewaffneten Männern, die das Symbol der amerikanischen Demokratie stürmten. Dass man mit Waffen ins zentrale Gebäude einer der am längsten bestehenden Demokratien eindringen konnte, das hat mich wirklich schockiert! Ich habe damals mit meinen ersten Waffenbildern begonnen, aber die sind dann zunächst wieder in der Schublade verschwunden. In der Folge habe ich dann immer, wenn neue Kriegsbilder auf uns hereinprasselten – ob aus der Ukraine oder aus Gaza –, neue Bilder gemacht. So ist diese Serie entstanden. Mittlerweile wird ja überall aufgerüstet, auch bei uns in Europa. Und dann passierte auch hier in Graz noch dieser schreckliche Amoklauf in einer Schule! Meine genähten Waffen zeigen funktionsuntüchtige Schussinstrumente, es sind kaputte oder entschärfte Waffen: Sie haben keinen Auslöser, sie sind deformiert oder sie sind mit anderen Geräten wie einem Mixer oder auch mit

einer Trompete verbunden. Meine Bilder stehen für die Frage, ob es nicht auch andere Möglichkeiten gibt, Konflikte zu lösen, als mit Waffengewalt.

Mit dem Überfall Russlands auf die Ukraine ist uns das Kriegsgeschehen auch hier in Europa sehr nahe gerückt. Deine Waffenserie wird in der von Otto Zitko mit einer grell-orangen Linienstruktur ausgemalten, barocken Andreaskapelle zu sehen sein, in der sich auch eine gotische Statue des Apostels befindet. Der hl. Andreas ist der Patron der Ukraine, aber auch Russlands. Anlässlich der Aufstellung des sarkastischen künstlerischen Kommentars des ukrainischen Künstlers Illya Pavlov an der Außenwand der Andräkirche mit einem Werk, das ursprünglich für die Ausstellung „Never Again Peace“ im Rahmen des Festivals *steirischer herbst* entstanden ist, gab es dort ein sehr berührendes Friedensgebet mit der ukrainischen Gemeinde. Was bedeutet dieser spezielle Kontext für deine Werkserie?

Als ich den Ort für die Waffenserie ausgewählt habe, wusste ich noch gar nicht, dass die Kapelle dem hl. Andreas geweiht ist. Ich fand es einfach sehr interessant, mit der Gestaltung von Otto Zitko in Dialog zu treten, die ich einfach großartig finde. Meine Waffenserie sehe ich ja als dialogische Friedensbotschaft, deswegen erschien mir dieser Raum, in dem ein zeitgenössischer Künstler schon in Dialog mit einem historischen Kapellenraum getreten ist, besonders spannend für meine Arbeiten. Ich persönlich interpretiere Zitkos Linienstrukturen als Blutspuren, als Schmerzensbildnis. Das Christentum verwendet Blut als zentrales, vielschichtiges Symbol. Der rote Faden, der sich durch die Waffenserie zieht, tritt auch durch die Farbigkeit des Blutes in Verbindung. Aus der Geschichte kennen wir Religionskriege – obwohl diese oft die Religion als Motivation missbrauchen –; immer sind kriegerische Auseinandersetzungen an politische und territoriale Interessen geknüpft. Und hier zeigt Illya Pavlov ganz klar in seinem Werk „WE JUST WANT PIECE“ auf, dass es in der Ukraine um ein Stück Land geht.

In der katholischen Kirche gibt es seit dem Mittelalter die Tradition, in der Vorbereitungszeit auf das Osterfest ein Fastentuch vor den Hauptaltar zu hängen. Du wirst in der Fastenzeit nicht nur mit den Waffenbildern in der Andreaskapelle und einem „Flügelaltar“ in der gegenüberliegenden Kreuzkapelle, sondern auch mit einer Werkserie direkt an der Schwelle zwischen Kirchenschiff und Presbyterium auf den Kirchenraum in St. Andrä reagieren. Damit greifst du auch die Tradition der Fastentücher auf. Was interessiert dich daran als Künstlerin?

Das ist sehr persönlich begründet. In meiner Kindheit habe ich die Fastenzeit und die Osterwoche viel intensiver erlebt. Ich bin in einem bäuerlichen Umfeld aufgewachsen und wir haben alle Feste und Rituale des Kirchenjahres auch gelebt. Der Kirchenraum war mein erster Zugang



Elisabeth Gschiel. Foto: Kneissl

zur Kunst. Auch aus diesem Grund wollte ich mich mit der Tradition des Fastentuchs auseinandersetzen. Die Fastenzeit habe ich als Kind immer als Abschied vom Winter und als Übergang in das Erwachen der Natur, in den Frühling, empfunden. Und hier spanne ich den Bogen zum floralen Muster, wofür ich zur symbolischen Bedeutung von Blumenmotiven im Christentum recherchiert habe. Die Passionsblume ist ein altes Symbol für das Leiden Christi und die Lilie begegnet nicht nur als Symbol für Reinheit in Mariendarstellungen, sondern gilt auch als Christussymbol und steht aber auch für Gerechtigkeit. Das schien mir auch sehr passend für unsere Gegenwart, die ich als Transformations- und Krisenzeit mit so vielen schmerzhaften Erfahrungen erlebe. Dass ich mit der Farbe Violett arbeiten möchte – die liturgische Farbe der Fastenzeit –, war bald klar. Die Bilder, die sich wie ein schmaler Riegel zwischen Kirchenschiff und Altarraum schieben werden, sollen von vorne und hinten betrachtet werden, denn die Vorder- und Rückansicht unterscheiden sich sehr. In einem sehr langwierigen Prozess habe ich die Bildmotive mit Stecknadeln in den Stoff gesteckt. Während auf der Vorderseite aus dunklem, violetterm Samt die edel schillernden Stecknadelköpfe die Blumenmotive in ihrer Schönheit zeigen, werden auf der Rückseite auf einem changierenden Seidenstoff in einem helleren Rosa-Ton die spitzen Nadeln sichtbar. Seit ich künstlerisch mit der Nähmaschine arbeite, sind auch immer wieder Werke

aus Stecknadeln entstanden. Ich arbeite sehr bewusst damit, dass die Rückseite vollkommen anders wirkt als die Vorderseite, beide sind für mich gleich wichtig.

Im Kirchenraum werden nicht nur Menschen, die es gewohnt sind, sich mit zeitgenössischer Kunst auseinanderzusetzen, deine Werke sehen, sondern auch Gottesdienstbesucher:innen und Beter:innen. Welche Reaktionen erhoffst du dir?

Zuerst einmal hoffe ich, dass ich bei den Menschen im Kirchenraum Neugier wecken kann, konkret auch das Interesse, die Arbeiten aus der Nähe wahrzunehmen. Distanz und Nähe spielen in dem großen Kirchenraum eine große Rolle. Ich finde es wunderbar, dass man die Arbeiten zunächst aus der Entfernung wahrnimmt. Sie erschließen sich aber erst in der Nahsicht, wenn man wahrnimmt, wie filigran sie sind und wie sie sich bei jeder Bewegung und bei jedem Wechsel der Lichtsituation zu verändern beginnen. Das braucht Aufmerksamkeit und Konzentration, und das ist es auch, worum es für mich in der Fastenzeit geht. Die Einladung meinerseits ist jedenfalls, näherzutreten, was in einem Kirchenraum, der auch Distanz erzeugt, möglicherweise gar nicht so leicht fällt. Vielleicht ist es auch eine Einladung, sich selbst beim Betrachten ein wenig näherzukommen, und wenn sich dabei ein neuer Blickwinkel ergibt, dann habe ich schon viel erreicht.



Stimmen des Widerstands

Lieder für Freiheit und Gerechtigkeit
Von Cornelia Picej

„Ich bitte Gott nur um eines:
dass das Leiden mich nicht gleichgültig werden lässt,
dass mich der bleiche Tod nicht findet,
leer und einsam, solange ich nicht genug getan habe.“

Mit diesen Zeilen aus *Sólo le pido a Dios* eröffnet die argentinische Sängerin Mercedes Sosa im Jahr 1982 ihr Konzert im ausverkauften Opernhaus von Buenos Aires. Als das Protestlied erklingt, jubelt das Publikum. Für viele ist dieser Moment mehr als ein musikalisches Ereignis: Sosa kehrt erstmals nach Jahren des Exils in ihre Heimat zurück. Die Militärdiktatur hatte sie wegen ihrer politischen Haltung verfolgt, verhaftet und schließlich verbannt.

Argentinien steckt zu dieser Zeit in einer schweren Wirtschaftskrise, doch zugleich beginnt die Angst vor dem repressiven Staatsapparat zu bröckeln. Demonstrationen und Streiks nehmen zu, tausende Menschen singen mit Sosa – und machen das Lied zu einem kollektiven Ausdruck von Widerstand und Hoffnung. Bemerkenswert ist dabei, dass Mercedes Sosa selbst kaum eigene Songs schrieb. Ihre besondere Stärke lag in der Interpretation: Sie machte die Lieder anderer zu ihren eigenen, verlieh ihnen Gewicht, Würde und politische Dringlichkeit. Kompositionen von Singer-Songwritern wie León Gieco („der argentinische Bob Dylan“), Violeta Parra oder Atahualpa Yupanqui wurden durch ihre Stimme zu Hymnen des Widerstands.

Zwei Jahre später, im Dezember 1984, steht Mercedes Sosa erneut auf der Bühne, diesmal im Stadion Vélez, gemeinsam mit dem Songwriter León Gieco, dem Verfasser von *Sólo le pido a Dios*. Die Militärdiktatur ist inzwischen Geschichte. Aus einem Protestlied ist ein Symbol der Freiheit geworden, und aus einem Konzert ein musikalischer Schlusspunkt einer repressiven Ära.

Protestmusik als gesellschaftliche Stimme

Mercedes Sosa war Teil einer viel größeren Bewegung. In weiten Teilen Lateinamerikas prägten Militärdiktaturen, Bürgerkriege, Armut und politische Unterdrückung das gesellschaftliche Leben des 20. Jahrhunderts. Vor diesem Hintergrund entstand in den 1950er- und 1960er-Jahren die *Nueva Canción Latinoamericana*: eine Protestmusik, die poetische Texte mit traditionellen Melodien,

Volksinstrumenten und Elementen zeitgenössischer Popmusik verband. Diese Lieder erzählten von sozialer Ungleichheit, politischer Repression und dem Wunsch nach Frieden. Sie wurden zum Sprachrohr einer Gesellschaft im Wandel, die langsam begann, ihre Stimme wiederzufinden. Dabei handelte es sich weniger um ein einheitliches Genre als um einen Sammelbegriff: In Chile sprach man von der *Nueva Canción Chilena*, in Argentinien vom *Nuevo Cancionero*, in Kuba von *Canción Protesta*.

Die Bewegung knüpfte an eine lange Tradition an. Schon während des mexikanischen Unabhängigkeitskriegs im frühen 19. Jahrhundert erzählten sogenannte *Corridos* von politischen Ereignissen, ergriffen Partei und stifteten Gemeinschaft. Protestmusik stand damit stets im Spannungsfeld zwischen politischem Kampf und der Hoffnung auf eine gerechtere Zukunft.

„Die Stimme der Stimmlosen“

Getragen wurde die *Nueva Canción* von Künstler:innen, die früh zu Symbolfiguren wurden. Man nannte sie *la voz de los sin voz* – die Stimme der Stimmlosen. Ihre Musik sprach für jene, die sonst nicht gehört wurden, und wurde zugleich zum Ziel staatlicher Repression.

Zu den bekanntesten gehörten Víctor Jara, Mercedes Sosa und Violeta Parra. Víctor Jara beschrieb seine Kunst einmal mit den Worten: „Unser Lied ist kein Protestlied – es ist ein Liebeslied.“ Gemeint war eine Liebe zum Menschen, zur Gerechtigkeit, zu einem friedlichen Zusammenleben.

Doch je größer die Popularität der *Nueva Canción* wurde und je deutlicher ihre Texte politische Missstände benannten, desto brutaler fielen die Reaktionen der Militärdiktaturen aus. Lieder wurden verboten, Konzerte untersagt, Instrumente beschlagnahmt. Musiker:innen wurden verfolgt, inhaftiert oder ins Exil gezwungen. Ensembles wie Quilapayún oder Inti-Illimani mussten Chile verlassen; Mercedes Sosa erlebte Ähnliches in Argentinien.

Der Mord an Víctor Jara

Wie groß die Angst autoritärer Regimes vor der politischen Kraft von Musik war, zeigte sich besonders im Schicksal Víctor Jaras. Seine Lieder erzählten vom Leben der

Arbeiter, kritisierten Krieg und Gewalt und warben für soziale Gerechtigkeit. Es waren Inhalte, die ihn letztlich das Leben kosteten.

Am 11. September 1973 stürzte das Militär unter General Augusto Pinochet die demokratisch gewählte Regierung von Präsident Salvador Allende. Noch am selben Tag begannen Massenverhaftungen politischer Gegner. Auch Víctor Jara wurde festgenommen und in das Nationalstadion von Santiago gebracht, das zu einem Ort von Folter und Tod wurde.

Am 16. September 1973 wurde Víctor Jara dort ermordet. Spuren schwerer Misshandlungen zeugten von tagelanger Folter. Erst ein halbes Jahrhundert später, im Jahr 2023, wurden die Täter verurteilt. Doch Víctor Jaras Tod ist kein abgeschlossenes Kapitel. Der Fall wirkt bis heute nach und gilt als Teil einer „kollektiven Tragödie“, die das Leben unter der Diktatur ebenso umfasst wie den Verlust einer zutiefst verehrten Persönlichkeit. Diese Erinnerung ist nicht nur Teil von Archiven oder Dokumentarfilmen – darunter auch einer international verbreiteten Netflix-Dokumentation –, sondern sie ist im heutigen Chile sichtbar und hörbar geblieben.

Zu Jaras Ehren findet jährlich das „Fest der 1000 Gitarren“ statt, und das einstige Nationalstadion trägt heute seinen Namen. Wo einst Gewalt herrschte, wird nun wieder Fußball gespielt, und bei einer Gedenkfeier erklang 2023 erneut seine Stimme aus den Lautsprechern des Stadions – ein eindrucksvolles Zeichen dafür, dass seine Botschaft bis heute lebendig bleibt, denn er sagte einst: „Das Lied ist eine Waffe.“

Neue Generation, alter Geist

Der Geist der lateinamerikanischen Protestmusik lebt weiter. Auch heutige Musiker:innen knüpfen an die Tradition ihrer Vorgänger:innen an und erheben ihre Stimme gegen soziale Ungerechtigkeit. Der chilenische Rapper Portavoz etwa bezieht sich in seinen Texten explizit auf Víctor Jara und Violeta Parra und verbindet politischen Anspruch mit zeitgenössischem Hip-Hop.

Besonders eindrücklich zeigt sich diese Kontinuität in Kolumbien. Die Sängerin La Muchacha wurde während der landesweiten Proteste gegen ungerechte Steuerreformen im Jahr 2021 zu einer wichtigen Stimme des Widerstands. Ihre Songs, geprägt von Wut, Trauer und Entschlossenheit, erklangen nicht nur auf Bühnen, sondern direkt auf Demonstrationen. In ihrer Single *No Azara* thematisiert sie das Schicksal von Friedensaktivist:innen im Nordwesten Kolumbiens, die von paramilitärischen Gruppen

bedroht werden. Mit Zeilen wie „Mich erschreckt seine Pistole nicht, / ich habe auch Hunger zu töten. / Aber mir gefallen diese Waffen nicht. / Ich zeige meine Krallen zum Kämpfen“ formuliert La Muchacha eine radikale, zugleich zutiefst menschliche Absage an Gewalt.

Eine neue Rolle spielen dabei soziale Medien. Kurze Videos von Protesten, unterlegt mit Musik, verbreiten sich millionenfach. Straßengeräusche, Sprechchöre oder das rhythmische Schlagen von Töpfen beim *Cacerolazo* fließen in Songs und Musikvideos ein und machen lokale Kämpfe weltweit sichtbar.

Musik, die bleibt

Dieser Blick auf die Geschichte der lateinamerikanischen Protestmusik zeigt: Lieder sind weit mehr als Unterhaltung. Sie sind Ausdruck politischer Haltung, Mittel des Widerstands und Träger kollektiver Erinnerung. Von Víctor Jara und Mercedes Sosa bis zu Künstler:innen wie La Muchacha zieht sich eine ungebrochene Linie des Engagements.

Protestmusik verbindet Generationen, überträgt historische Erfahrungen auf gegenwärtige Konflikte und schafft Gemeinschaft über Grenzen hinweg. Sie erinnert daran, dass Musik nicht nur gehört, sondern verstanden, gefühlt und weitergetragen wird – als kraftvolles Instrument für Freiheit, Solidarität und Veränderung.



Sólo le pido a Dios – das Lied, mit dem Mercedes Sosa 1982 nach Jahren des Exils auf die Bühne zurückkehrte und das bis heute von Mut, Hoffnung und Widerstand erzählt. Über den QR-Code können Leser:innen der Stimme lauschen, die Generationen begleitet, und spüren, wie Musik weit über Worte hinaus wirkt.



Cornelia Picej, studiert historische Musikwissenschaft sowie Musiktheorie in Graz und befasst sich intensiv mit Musik des 20. und 21. Jahrhunderts – von klassischer Musik bis hin zu Popmusik.

Foto: Marton



Yaron Steinberg / Michal Harada, Stillfall
(Installation in der Ausstellung „The Flood“ von Yaron Steinberg / Detail), 2026. Foto: Kölbl

„Wir waren im Krieg. Er war voller Lügner.“

Nachlese zu einem tiefgehenden Abend mit der simbabwischen Schriftstellerin Tsitsi Dangarembga

Von Daniel Pachner



Foto: Milatovic

Sie gilt als eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen, Regisseurinnen und Aktivistinnen Afrikas und hat mit ihrer Trilogie *Aufbrechen – Verleugnen – Überleben* ein Werk verfasst, das schonungslos und unter die Haut gehend den Schicksalen simbabwischer Frauen vor, während und nach dem Unabhängigkeitskrieg (1964–1979) eine Stimme verliehen hat. Tsitsi Dangarembga wurde dafür nicht nur u. a. mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2021 ausgezeichnet, ihr Erstling wurde 2018 von der BBC in die Liste der „100 Bücher, die die Welt geprägt haben“ aufgenommen. Am 23. Oktober 2025 war sie zu Gast im Quartier Leech und sprach nicht nur über ihre vielschichtige und komplexe Trilogie, die von Moderatorin Angelika Heiling tiefgehend den Gästen nahegebracht wurde, sondern auch über ihre Perspektive zum Unabhängigkeitskrieg heute und warum in ihren Büchern auch ein feministisches Anliegen steckt.

Die Geschichte eines simbabwischen Dorf Mädchens

Tambudzai Sigauke ist der Name jenes simbabwischen Dorf Mädchens, dessen Leben Tsitsi Dangarembga in ihrer Trilogie erzählt. In armen Verhältnissen aufgewachsen,

wünscht sich das begabte, kluge und ambitionierte Mädchen nichts mehr, als die Armut hinter sich zu lassen und sich ein Leben nach ihren Vorstellungen aufzubauen. Obwohl sie die Protagonistin ist, lässt die Autorin im Verlauf der Geschichte immer deutlicher werden, dass sie keineswegs die Fäden ihres Schicksals allein in der Hand hält. Früh schon drohen nicht nur die Armut, sondern auch ihr Geschlecht und die damit verbundenen Rollenvorstellungen ein jähes Ende eines selbstbestimmten Lebens zu sein, für das Bildung unersetzlich ist. Erst der Tod ihres Bruders und ein wohlwärtiger Onkel, der nach seinem Studium in Europa zurückgekehrt ist und allen Familienzweigen zum Aufstieg verhelfen will, ermöglichen ihr den Besuch einer Missionsschule und eines von Nonnen geleiteten Colleges.

Zunächst angespornt durch die sich ihr auftuenden Chancen und durch die Möglichkeit, ein Abitur und ein Studium zu machen, versucht Tambudzai, durch herausragende Leistungen ihre Zukunft zu sichern. Doch der Krieg und die Gräueltaten, die Tambudzai hautnah miterleben muss und deren Auswirkungen auch das Leben im Konvent erfassen, sowie die Strenge und Erwartungen der Nonnen erschweren ihr den Weg zunehmend. Tsitsi Dangarembga gibt nicht nur dem Kriegsalltag ein Gesicht, sondern benennt auch den

unsichtbaren Graben, der sich durch die subtile Ungleichbehandlung der Konventsmitglieder auftut, die Tambudzai nicht einordnen kann: Ist es systemischer und zugleich subtiler Rassismus oder ihr eigenes Gefühl, die „Weißen“ nicht verstehen und einschätzen zu können, des Tambudzai am Ende die nötige Kraft raubt, um den Aufstieg zu schaffen, der von ihr erwartet wird?

Die Frage bleibt offen, ihre Folgen bleiben es in der Trilogie nicht. Tambudzai bleiben die so lange ersehnten Möglichkeiten verwehrt und sie landet in einer Werbeagentur, in der ihre Leistungen anderen zugeschrieben werden. Nach ihrer abrupten Kündigung droht sie völlig zu verwahrlosen, auch die Familienbande sind gerissen dank des Krieges und der Verstrickungen nächststehender Familienmitglieder. Auch im neuen Simbabwe und trotz ihrer vielen Mühen geht ihr Kampf um eine glückliche Zukunft weiter, die in immer weitere Ferne rückt.

„Erzähl, Tambu, was ist passiert?“

Das Leben, wie es Tsitsi Dangarembga die Cousine Tambudzais sagen lässt, ist passiert. Ein Leben, das geprägt ist von Aufstiegshoffnungen und Enttäuschungen, schwelendem Misstrauen gegenüber den „Weißen“ und tatsächlich erlebter Ungleichbehandlung sowie einem Krieg, in dem vieles versprochen und kaum etwas gehalten wurde. Ursprünglich ging es der Autorin mit ihrem Debütroman (erstmalig erschienen 1988) darum, jungen simbabwischen Frauen nach dem Unabhängigkeitskrieg Mut zuzusprechen und für sich selbst einzustehen. Wie Tsitsi Dangarembga im Gespräch mit Angelika Heiling erzählt, verschob sich für sie zusehends der Fokus und die Auswirkungen des Kolonialismus nahmen in den folgenden beiden Werken eine immer größere Rolle ein. Auch wenn die politische Macht nach dem Krieg nicht mehr in Händen einer Kolonialmacht liege, sei diese heute noch zu spüren. Auch heute noch trete der Kolonialismus in Form einer „lived experience“ zutage und zeige sich vor allem als Export von Verhaltensweisen und Gesellschaftsstrukturen, die selbst für Europa schlecht waren. Darüber hinaus ist die Hautfarbe ein Thema, über das sich, wie die Autorin äußerte, nur schwer gut schreiben lasse. Es dennoch zu tun, sei aber unerlässlich, denn nicht nur war es Tsitsi Dangarembga wichtig, Erfahrungen zu Papier zu bringen, sondern auch die „issues of power that come with degree of melanation“ ihren Leser:innen vor Augen zu führen.

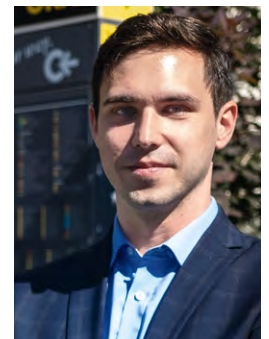
Es gibt eine wirtschaftliche Seite des (Post-)Kolonialismus, bei dem Tsitsi Dangarembga auch die Rolle unabhängiger afrikanischer Länder kritisch sieht, insofern es nur einzelnen Eliten zukomme, am Aufstieg teilzuhaben. Nicht nur sieht sie den Unabhängigkeitskrieg, wie er geführt und wie das Danach gestaltet wurde, kritisch, sondern warf auch die



Foto: Milatovic

Frage auf, wer für den Fortschritt zu zahlen habe. Kritisch betonte sie, dass es eigentlich keinen Friedensprozess gab, sondern der Frieden durch einen „deal brokered in London“ zustande kam. Das Verschweigen von Gräueln und Kriegsverbrechen war die Strategie, der Tsitsi Dangarembga das Benennen und Erzählen entgegengesetzt. Von beiden Seiten gab es Unterdrückung im Krieg, so die Autorin, sowohl in Form von Propaganda, die jegliche Kritik am Unabhängigkeitskrieg verunmöglichen sollte, als auch in Form einer gewaltsamen Assimilierung, die für die Menschen bedeutete, auf ihre ursprünglichen Namen verzichten zu müssen und englische Namen anzunehmen.

Tsitsi Dangarembga gelingt es in ihrer Trilogie nicht nur meisterhaft, die unglaublichen Belastungen und Ängste nahezubringen, die das Leben unter einem Kolonialregime bedeutet, sondern durch ihre klare Benennung der Geschehnisse und der Transformation simbabwischer Gesellschaft auch die Schattenseiten der Unabhängigkeit vor Augen zu führen. Es war ihr enorm wichtig, so die Autorin, „to have anti-war discourse in my books“ – ein Anliegen, dem sie auf nachdenklich machende und eindrückliche Weise in der Erzählung von Tambudzais Geschichte Leben eingehaucht hat.



Daniel Pachner,
studierte Theologie in Graz,
2022–2024 DOC-Stipendiat der
Österreichischen Akademie der
Wissenschaften. Bildungsreferent
der KHG Graz und Chefredakteur
von DENKEN+GLAUBEN.

Foto: Radlinger

Authentic Peace in Africa

About Truth, Justice and Reconciliation and their necessary understanding from an ethical point of view

By Christian Edogamhe Egwakhide

Peace is one of the most frequently invoked ideals in African political discourse, yet it is also one of the least examined with genuine moral seriousness. It appears in speeches, policy papers, and diplomatic language as a reassuring promise, a goal assumed to be self-evident. And yet, beneath this constant invocation lies a troubling ambiguity. What kind of peace is being pursued? And at what cost? Too often, peace is understood simply as the absence of open conflict, a fragile calm sustained by fatigue, coercion, or fear. Such peace may look stable on the surface, but it is shallow and deceptive. It conceals unresolved injustices and postpones, rather than prevents, future violence. History has repeatedly shown that silence is not peace, and that order imposed through repression is not reconciliation. It is merely delayed unrest.

A more demanding understanding of peace insists that peace is not merely the end of war but the fulfillment of justice. From this perspective, peace cannot be engineered through force or preserved through intimidation. It must be earned through moral transformation.

Peace as a Moral Achievement

Peace, properly understood, is not a technical arrangement or a political strategy; it cannot be a deal. True peace is a moral achievement. It presupposes a social order in which human beings are recognized as ends in themselves, not merely as instruments of political stability, political deal, or economic growth. This recognition forms the moral core of human rights.

Human rights articulate the minimum ethical conditions for any society that claims legitimacy: respect for life, freedom from arbitrary power, equality before the law, and meaningful participation in collective self-governance. Where these conditions are systematically violated, authentic peace becomes conceptually impossible. An order may be enforced, but peace cannot be created. Fear may silence dissent, but it cannot produce reconciliation. Stability imposed through domination lacks moral depth and collapses the moment coercive power weakens.

This insight carries particular urgency in Africa, where the postcolonial state inherited institutions shaped more by control than by consent. Independence promised

not only political autonomy, but moral renewal, a decisive break from structures that treated African lives as expendable. Where this promise remains unfulfilled, peace remains incomplete.

Human Rights and the African Reality

Human rights discourse in Africa is sometimes dismissed as foreign or idealistic. Yet this dismissal obscures a more profound truth. The demand for dignity is not alien to African societies; it is deeply embedded in communal traditions that emphasize respect, mutual recognition, and shared responsibility. What is foreign is not the idea of human rights, but political arrangements that undermine them. Across the continent, the gap between constitutional ideals and lived reality remains stark. State violence, particularly through policing and militarized governance, continues to erode public trust. Citizens encounter the state not as a protector of rights, but as a source of fear. In such conditions, the social contract is hollowed out, and obedience becomes survival rather than consent.

Corruption further corrodes the moral foundations of political life. It turns public office into private privilege and replaces justice with patronage. Corruption is not merely inefficient governance; it is a moral failure. It violates human rights by denying access to education, health-care, and fair opportunity. It produces a society in which survival depends not on law, but on proximity to power.

The justice system, which should serve as the final refuge of the vulnerable, often mirrors these distortions. Delayed trials, selective prosecution, and political interference undermine the very idea of equality before the law. When justice becomes contingent rather than principled, peace loses its ethical anchor.

Truth, Memory, and Moral Reckoning

Any serious reflection on peace in Africa must confront the question of memory. The present of the African continent cannot be separated from its past, colonial domination, racial hierarchies, authoritarian regimes, civil wars, and communal violence. These histories are not merely events recorded in archives; they are moral realities that continue to shape identities, relationships, and political life.

Truth is the ethical response to this inheritance. Truth does more than record facts; it acknowledges suffering and names injustice. It resists the temptation to sanitize history in the name of unity or stability. Silence, often defended as pragmatic, is, in fact, a moral failure. Suppressed truth does not disappear; it returns as resentment, mistrust, and latent violence. Truth-telling is therefore not an obstacle to peace but its precondition. To tell the truth is to affirm that victims matter, that their suffering is not incidental, and that injustice is not normal. Truth restores moral clarity in societies where violence has been rationalized.

Justice and the Weight of Accountability

Truth alone, however, cannot carry the burden of reconciliation. Without justice, truth risks becoming a symbolic ritual devoid of transformative power. Justice gives truth its moral weight. It affirms that wrongdoing has consequences and that power is accountable to ethical standards. Justice must not be confused with revenge. Its purpose is not to perpetuate cycles of violence, but to repair moral order. Justice acknowledges harm, affirms responsibility, and reforms institutions that enabled abuse. It signals that rights are not aspirational ideals, but enforceable claims.

Where justice is sacrificed for political convenience, reconciliation becomes morally incoherent. Asking victims to reconcile without justice demands forgiveness without recognition, patience without dignity. Such reconciliation is neither ethical nor sustainable.

Reconciliation emerges then at the intersection of truth and justice. It is not forgetfulness, but moral transformation. It does not erase history; it reinterprets it in light of accountability and renewed commitment to dignity. In African societies marked by communal conflict, reconciliation carries particular weight. Violence often fractures not only individuals but entire social fabrics, families, ethnic groups, regions, and institutions. Reconciliation, therefore, requires rebuilding trust at multiple levels. It demands dialogue, institutional reform, and a shared vision of the future.

Reconciliation is difficult because it holds together two painful truths: that grave injustices have occurred, and that coexistence remains necessary. It is an ethical practice rooted not in denial, but in hope. Only as such can it bear the fruit of peace.

Peace as Wholeness

The Hebrew concept of *shalom* offers a vision that matches the needed understanding of the term peace itself. *Shalom* does not merely mean the absence of conflict; it signifies wholeness, completeness, and the right relationship. It

encompasses social harmony, moral integrity, and restored dignity. Peace, in this sense, is inseparable from justice. Where oppression persists, *shalom* is absent, no matter how calm society may appear.

This vision resonates deeply with African moral traditions, which view conflict as a rupture in social harmony that requires repair, not merely punishment. It suggests that peace in Africa cannot be achieved solely through deals, treaties, institutional engineering, or security management. It requires moral reconstruction, genuine reconciliation, and the upholding of human rights.

Hope and Africa's Moral Future

Despite persistent challenges, Africa's moral horizon remains open. Across the continent, citizens, especially young people, are refusing to accept injustice as destiny. Through civic engagement, digital activism, art, and scholarship, they are redefining political expectations. They demand not merely development, but dignity. The advent of social media has also improved young people's engagement with persistent injustice, corruption, and poor leadership in Africa.

Civil society continues to play a vital role by insisting on accountability and keeping ethical questions alive in public discourse. Democratic culture, though fragile, is being reshaped from below. Hope here is not naïve optimism. It is a moral stance, a refusal to accept that injustice is inevitable and to accept corruption as a way of life. It recognizes the depth of the problem while affirming the possibility of change.



Christian Edogamhe Egwakhide, is a priest of the Catholic Diocese of Auchi, serving in the Diocese of Graz-Seckau as chaplain to Africans and at LKH Graz. He is a PhD candidate at the University of Graz researching historical injustice and the 1897 invasion of the Benin Kingdom. Working under supervision of Prof. Lukas Meyer.

Foto: Pfarre Graz-St. Andrä



Trijoto Abdullah, The Tea Party 2, Stickerei-Wayang-Puppe mit Holzrahmenlaterne und LED-Spotlight, variable Maße, 2025.
Karina Roosvita Indirasari, The Shadow of Being. Foto: Milatovic

Das Unsichtbare sichtbar machen

Jan Tappe (AAI) im Gespräch mit Karina Indirasari

Die Künstlerin, Kuratorin und Wissenschaftlerin Karina Indirasari aus Yogyakarta beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit Geschichte, Performance und den Politiken der Repräsentation – besonders mit der Frage, wie weibliche Narrative entstehen, erinnert oder unsichtbar gemacht werden. Ihre Ausstellung „The Shadow of Being“, die in der QL-Galerie vom Afro-Asiatischen Institut Graz gezeigt wird, knüpft an historische Verflechtungen zwischen Asien und Afrika an und erinnert an den Geist der Solidarität der Bandung-Konferenz von 1955. In diesem zeitgenössischen Kontext lädt sie Besucher:innen ein, über die Bedeutung dieser Geschichte heute nachzudenken. Im Interview spricht sie über die Entstehung der Ausstellung und der zugrundeliegenden Recherche.

Jan Tappe: Was hat diese Ausstellung inspiriert? Seit wann arbeitest du an dem Thema, das in diesem Projekt im Zentrum steht?

Karina Indirasari: Der Ausgangspunkt war mein Interesse daran, wie Geschichte erinnert wird. Als ich 2022 an einem kuratorischen Workshop in Bandung teilnahm, wurde mir bewusst, wie die indonesische Geschichtsschreibung bestimmte Menschen – insbesondere Frauen – oft leise aus der großen nationalen Erzählung verschwinden lässt. Bei meiner Recherche in Foto- und Filmarchiven zur Bandung-Konferenz von 1955 stellte ich fest, dass viele Frauen anwesend waren und bedeutende Beiträge leisteten, ihre Geschichten jedoch kaum hervorgehoben werden. Diese Lücke brachte mich dazu, mit Schatten und Licht zu arbeiten.

Also eine ästhetische Strategie, um deine Recherche zu verarbeiten?

So könnte man es ausdrücken. Ich möchte, dass diese Frauen sich selbst zeigen – nicht durch lange Erklärungen, sondern allein durch ihre Präsenz, indem sie auf ihren eigenen kleinen Bühnen stehen. Jede Laterne, jeder bestickte Stoff und jede Silhouette wird zu einer Art Bühne, die auf Leben, Gesten und Erinnerungen verweist, die immer schon da waren.

Die Inspiration entstand also sowohl aus der Archivforschung als auch aus meinem persönlichen Wunsch, einen poetischeren Weg zu finden, über Abwesenheit, Sichtbarkeit und die Kraft von Frauen innerhalb historischer Bewegungen zu sprechen.



Karina Indirasari. Foto: Milatovic

Was ist das Besondere an der Bandung-Konferenz?

Die Bandung-Konferenz von 1955 war ein historisches Ereignis: 29 Länder aus Asien und Afrika kamen in Bandung, Indonesien, zusammen und repräsentierten damals mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung. Organisiert wurde sie von fünf neu unabhängigen Staaten: Indonesien, Burma (heute Myanmar), Ceylon (heute Sri Lanka), Indien und Pakistan.

Operativ geleitet wurde die Konferenz von Ruslan Abdulgani, dem Generalsekretär des indonesischen Außenministeriums. Zahlreiche führende Staats- und Regierungsoberhäupter nahmen teil – darunter Jawaharlal Nehru (Indien), U Nu (Burma), Sukarno (Indonesien), Zhou Enlai (China) und Gamal Abdel Nasser (Ägypten).

Jenseits der gefeierten politischen Figuren und offiziellen Dokumente zeigen die Archive eine andere Wahrheit:

Geschichte wurde konstruiert, indem unzählige Menschen unsichtbar gemacht wurden, deren Arbeit die Konferenz überhaupt erst möglich machte.

Und das betrifft auch die Frauen, die das Geschehen mitgeprägt haben?

Viele dieser namenlosen Figuren waren Frauen. Durch genaue Identifikation wird deutlich, dass sie keineswegs Randfiguren waren, sondern zentrale Akteurinnen: Parteiführerinnen, ehemalige Sozialministerinnen, Politikerinnen, Journalistinnen, politische Denkerinnen, Ausschussmitglieder und Gruppen von Lehrerinnen. Ihr Verschwinden aus der Geschichtsschreibung ist kein Zufall, sondern Ausdruck kolonialer und patriarchaler Strukturen, die entschieden haben, wessen Namen erinnerungswürdig sind. Dabei war es ihre alltägliche Arbeit, die die Bedingungen für jene Solidarität schuf, für die Bandung heute steht.

Dem Verschwinden wirkst du auf eine bestimmte Art entgegen. Wie versuchst du mit dem Erinnern oder Nicht-Erinnern umzugehen?

In der Ausstellung treten die Frauen durch die genutzten Materialien und die erzeugte räumliche Atmosphäre wieder hervor. Mit Stickerei, Schatten, Licht und Silhouetten tauchen ihre Gesten und Erinnerungen erneut auf und deuten die Leben und Rollen an, die sie getragen haben. Besucher:innen können spüren, wie real diese Frauen waren – und wie die Solidarität des Globalen Südens von ihren unzähligen Händen getragen wurde. Diese Solidarität war kollektiv, menschlich, geerdet und wurde von Frauen geprägt, deren Namen wir vielleicht nie erfahren, deren Präsenz und Arbeit aber das Herz des Bandung-Geistes bildeten.

Warum ist das heute wichtig und was können wir mit Blick auf die Ereignisse für die Gegenwart lernen?

Dieses Thema ist heute von großer Bedeutung, weil die Welt von zahlreichen Kriegen und humanitären Krisen geprägt ist. Die anhaltende Gewalt in Gaza, der weiterhin andauernde Krieg in der Ukraine, der Konflikt in Myanmar und viele Krisen auf dem afrikanischen Kontinent zeigen, wie verwundbar menschliches Leben in politischen Umbrüchen wird. In solchen Situationen tragen Frauen und Kinder eine besonders schwere Last. Weltweit hat fast jede dritte Frau körperliche oder sexuelle Gewalt erlebt, und allein in Asien verloren innerhalb eines Jahres mehr als siebzehntausend Frauen und Mädchen durch Partnerschafts- oder familiäre Gewalt ihr Leben. In Konfliktzonen sind geflüchtete Frauen und Mädchen verstärkten Risiken von Übergriffen, Ausbeutung sowie dem Verlust grundlegender Rechte und Schutzmechanismen ausgesetzt. Diese Zahlen zeigen ein globales Muster: Gewalt gegen Frauen steigt in Krisenzeiten drastisch an. Wenn wir auf die Bandung-Konferenz zurückblicken, sehen wir ein Treffen, bei

dem neu unabhängige Staaten aus Asien und Afrika eine Zukunft entwarfen, die auf Würde, Souveränität und friedlicher Zusammenarbeit basiert. Diese Vision ist heute noch bedeutender. Die Konferenz machte deutlich, dass Solidarität im Globalen Süden kraftvolle Verbindungen schaffen kann, besonders wenn Gemeinschaften unter enormem Druck stehen.

Wie stellst du dir den Beitrag der Frauen zu dieser gelebten Solidarität vor?

Frauen spielten eine wichtige Rolle bei der Gestaltung des Geistes von Bandung. Durch ihre Arbeit – Zuhören, Übersetzen, Gastgeberinnenschaft, das Gestalten kultureller Brücken und die Unterstützung des Dialogs – legten sie das emotionale und praktische Fundament für Kooperation. Diese Gesten der Fürsorge und Aufmerksamkeit zeigen ein politisches Modell auf, das in den heutigen Krisen äußerst relevant erscheint. Bandung aus der Gegenwart heraus zu betrachten, eröffnet eine neue Perspektive darauf, wie Solidarität als gelebte Praxis aussehen kann: eine Praxis, die die Handlungsfähigkeit von Frauen ehrt, ihr Leben schützt und ihre Beiträge in politischen und kulturellen Bewegungen anerkennt. Die Geschichte von Bandung erinnert uns daran, dass gemeinsame Zukünfte aus vielen Händen wachsen – und dass die Präsenz von Frauen weiterhin entscheidend dafür ist, wie Gemeinschaften Konflikte überstehen, Beziehungen aufbauen und Hoffnung schaffen.

Was ist dein liebstes Detail in der Ausstellung – eines, das die meisten vielleicht übersehen?

Diese Frage ist ein wenig knifflig, aber ich versuche, sie so ehrlich wie möglich zu beantworten. Ein Detail, das mir besonders nahegeht, ist die Art, wie sich die Schatten auf dem bestickten Stoff bewegen. Viele Besucher:innen schauen zuerst auf die Silhouetten der Frauen, doch die Stickerei selbst trägt eine leise Geschichte. Sie zeigt, wie kollektive Arbeit funktioniert.

Du meinst, wie die Ausstellung produziert wurde? Magst du diese Geschichte vielleicht mit uns teilen?

Gerne. Ich begann mit Skizzen der Frauen aus dem Fotoarchiv; als ich die Zeichnungen an Eni, die Sticklerin, weitergab, arbeitete sie nach ihrer eigenen Logik. Die Skizzen dienten als Leitfaden, und die fertigen Stücke entwickelten sich zu etwas Neuem, das dennoch im Archiv verwurzelt blieb. Das zeigt mir, dass kollektive Arbeit durch viele Interpretationen wächst: Wir geben eine Richtung vor, eine Vision – und vertrauen darauf, dass der Prozess durch die Hände anderer weitergeführt wird.

Das steht dem Konzept von *gotong royong* sehr nahe, einer Form des gemeinschaftlichen Arbeitens, die das Rückgrat vieler indonesischer Gemeinschaften bildet. *Gotong royong* bedeutet, sich gemeinsam zu bewegen, einander mit unterschiedlichen Fähigkeiten und Energien zu unterstützen – ohne Hierarchie. So ist dieses Projekt entstanden: Die Materialien kamen von verschiedenen Personen; die Stickerei wurde von Mbak Eni gefertigt; die Laternen baute Mas Bowo; und die gesamte Ausstellung steht durch die Unterstützung von AAI, KHG und vielen weiteren Menschen.

Also ist diese Form von Autor:innenschaft auch eine wichtige Perspektive, die dem Ganzen zugrunde liegt?

Ja, mein Lieblingsdetail ist nicht nur der kleine Schatten auf dem Stoff, sondern auch das Netzwerk an Händen dahinter. Das Werk trägt die Präsenz der Frauen von Bandung – und zugleich die Präsenz all jener, die an der Installation mitgewirkt haben. Es wird zu einer gemeinsamen Geste, einem kollektiven Körper, einer Form von *gotong royong*, die sich über Zeiten und Gemeinschaften hinweg ausdehnt.

Was erhoffst du dir, nachdem die Menschen diese Ausstellung gesehen haben?

Ich hoffe, dass die Besucher:innen die Ausstellung mit einer erneuerten Aufmerksam-

keit für die Präsenz von Frauen in der Geschichte verlassen – und für die stillen Formen von Arbeit, die politische Bewegungen prägen. Die Schatten, die Stoffe, die Gesten erinnern daran, dass Würde aus kollektiver Arbeit wächst und dass viele Hände das Gewicht historischer Veränderungen tragen.

Auf politischer Ebene wünsche ich mir, dass Menschen in Graz und Österreich ein breiteres Verständnis für Indonesien und die Realitäten des Globalen Südens bekommen. Indonesiens Geschichte ist geprägt von einem langen Prozess des Widerstands und der Erholung nach vielschichtigen kolonialen Strukturen – Jahrhunderten niederländischer Herrschaft, einer Phase japanischer Besatzung und den Einflüssen des Kalten Krieges, die unsere politische Entwicklung über Jahrzehnte beeinflusst haben. Nach der Unabhängigkeit veränderte das Trauma von 1965 das kulturelle und soziale Leben tiefgreifend und beeinflusste Millionen Familien. Ähnliche Muster finden sich in vielen Ländern Asiens und Afrikas: Zukunftsaufbau nach kolonialer Ausbeutung, Militärregimen, wirtschaftlicher Instabilität und politischen Umbrüchen. Frauen trugen dabei oft die emotionale, körperliche und kulturelle Last – durch Repression, Vertreibung und die Neuordnung von Familien- und Gemeinschaftsstrukturen. Diese Schichten bleiben in europäischen Perspektiven meist unsichtbar, prägen jedoch maßgeblich, wie Gemeinschaften im Globalen Süden Solidarität, Gerechtigkeit, Überleben und Fürsorge verstehen. Wenn ich hier über Indonesien spreche, spreche ich auch über eine größere Konstellation von Erfahrungen – von Myanmar bis Indien oder Sri Lanka, von Sudan bis Äthiopien –, Orte, an denen historische Wunden und aktuelle Krisen den Alltag bestimmen.

Was wirkt da aus deiner Sicht zusammen?

Die Auslöschung von Frauen aus historischen Erzählungen ist Teil dieses globalen Musters. Sie entspringt einem langen Erbe kolonialer Strukturen und



The Tea Party 5, Lisa Larsen, 2025.
Karina Roosvita Indirasari, The Shadow of Being. Foto: Milatovic

patriarchalen Denkens. Koloniale Verwaltungen entschieden, was aufgezeichnet und wertgeschätzt wurde, während patriarchale Normen die Beiträge von Frauen in den Hintergrund drängten. Wenn Frauen in Archiven namenlos bleiben, ausgeschnitten werden oder nur über ihre Beziehung zu Männern beschrieben sind, zeigt sich das Fortwirken dieser verbundenen Systeme. Diese Ausstellung bietet eine Möglichkeit, diese Geschichten anders zu lesen.

Welche Rollen spielen wir dabei als Ausstellungsort, Kontext und Projektpartner?

Dass die Arbeiten im Afro-Asiatischen Institut gezeigt werden, trägt eine eigene Botschaft. Das AAI hat über Jahrzehnte interkulturellen Dialog zwischen Afrika, Asien und Europa aufgebaut. Diese Installation hier zu zeigen, schafft eine weitere Ebene der Solidarität – ein stilles Gespräch zwischen Regionen, die Erfahrungen von Kolonisation, Befreiungsbewegungen und gemeinsamer Resilienz teilen. Der Ort selbst wird Teil des Werks; er lässt den Geist der afro-asiatischen Kooperation von Bandung in der Gegenwart in Graz weiterleben.

Es ist ein Dialog, der sich entspinnt, in dem vieles zusammenkommt – verschiedene Blickwinkel aus der Gegenwart in die koloniale Vergangenheit und mehrere Machtverhältnisse im Kleinen wie im Großen, die da ins Spiel kommen. Wie lässt sich das öffnen?

Die Perspektiven des Südens und des Nordens entspringen sehr unterschiedlichen historischen Bedingungen. Dieses Bewusstsein öffnet die Möglichkeit für tiefere Gespräche über Gerechtigkeit, Macht und globale Beziehungen. Wenn Besucher:innen mit größerer Neugier auf Indonesien gehen, mit klarerem Bewusstsein für Geschlechterfragen im Globalen Süden und mit der Erkenntnis, dass koloniale und patriarchale Vermächtnisse die Welt noch immer prägen – dann setzt das Werk seine Reise fort. Und wenn sie zugleich die Solidarität spüren, die vom AAI getragen wird – eine Solidarität, die durch Geschichten, Gemeinschaften und viele Hände entstanden ist –, dann wird die Ausstellung mehr als ein Kunstwerk: Sie wird zu einer Brücke zwischen Erfahrungen, zu einem Ort, an dem Menschen sich die Welt mit einem weiteren und aufmerksameren Verständnis vorstellen können.



Foto: Milatovic

QL-HERBSTFEST

Mit echter Partystimmung wurde das Wintersemester beim QL-Herbstfest eröffnet! Kleider-tauschbörse, Bücherflohmarkt und Live-Musik (Coinflip Cutie, Onkel Rudolf und banki Moon) sorgten für gute Laune und viel Bewegung im Quartier Leech. Ein großes Dankeschön an die KHG-Community und Denk Dich Neu für die Unterstützung – und an alle, die dabei waren!

Daniel Pachner

LESUNG UND GESPRÄCH MIT CHRISTOPH RANSMAYR

Hoher literarischer Besuch erwartete die Gäste der QL-Auftaktveranstaltung zum Jahresthema „Auf Bruch“ am 9. Oktober im Vortragssaal des Quartier Leech: Der Schriftsteller und Weltenreisende Christoph Ransmayr war zu Gast und las u. a. Erzählungen aus seinem Buch *Atlas eines ängstlichen Mannes*. Von Nepal über Bolivien bis ins Grenzgebiet von Ruanda, Kongo und Uganda nahm er seine Zuhörer:innen auf eine literarische Reise mit.

Daniel Pachner



Foto: Milatovic



Foto: Rutter-Wrann

STARTTAGE IN GRAZ

Bei den Starttagen mit den neuen Bewohner:innen im QL besuchten wir dieses Jahr die Pfarre St. Andrä. Nach einer gemeinsamen Messfeier und Mittagessen mit Mitgliedern der African Community führte Johannes Rauchenberger durch die Ausstellung „GOTT HAT KEIN MUSEUM“ im Kulturum, die den Neueingezogenen einen spannenden Einblick in das Kunst- und Kulturgeschehen in Graz vermittelte.

Barbara Rutter-Wrann

BLICK HINTER DIE FASSADEN EINER STADT

Versteckte Innenhöfe, kleine Ruheoasen mitten im Stadtzentrum und viel Geschichte erwarteten alle, die beim Stadtpaziergang der KHG-Community im Herbst dabei waren. Unter der Führung von Claudia Messner eröffnete sich eine verborgene Welt, die im Alltagstrubel leicht untergeht und die besondere Geschichte sowie Bedeutung der Grazer Innenhöfe übersehen lässt.

Barbara Rutter-Wrann



Foto: Rutter-Wrann



Foto: Zauner

NEUES HEIMBAR-HADES-TEAM

Wir sind Studierende aus vier Kontinenten und studieren u. a. Business, Computer Science, Soziologie sowie Politics & Law. Seit der Übernahme im Herbst haben wir den Partyraum neu gestaltet und ein digitales Zahlungssystem eingeführt. In prüfungsfreien Zeiten gibt es Feiern mit Studierendenpreisen und sattem Sound. Kommt vorbei!

Andreas Zauner



Foto: Patka

GEFÄNGNISGOTTESDIENST

Am 16.11.2025 durften wir als KHG-Mitglieder den Gottesdienst in der Kirche der Justizanstalt Graz mitfeiern. Trotz Sicherheitsabläufen wurden wir herzlich empfangen. Der gemeinsame Gesang mit den Insassen und die helle Kirche schufen eine besondere Verbundenheit. Danach berührten uns ein großartiges Essen, Gespräche und die Wärme aller Beteiligten – ein Tag, der lange nachwirkt.

Adelina Saljihaj

VOM WERT DES GLAUBENS

Welche Funktion können christliche Werte in einer pluralen und säkularen Gesellschaft erfüllen? Dieser Frage stellten sich die Werteforscherin und Theologin Regina Polak, der Soziologe Detlef Pollack und der Theologe Ulrich H. J. Körtner bei einer Podiumsdiskussion im Rahmen der Gesprächsreihe „Moraltheologie aktuell“. Neben spannenden Erkenntnissen gab es viel Gesprächsstoff für eine brennende Frage, mit der sich christliche Kirchen immer mehr auseinandersetzen müssen.

Daniel Pachner



Foto: privat



Foto: KHG

WOHLVERDIENTES FRÜHSTÜCK

Nach einem kalten, aber wie jedes Jahr stimmungsvollen Start in den Tag mit der ersten Rorate im Advent, die von Theozentrum und KHJ gestaltet wurde, erwartete die Messbesucher:innen in der KHG warmer Kaffee, Tee und frisches Gebäck. Wir danken allen, die mitgeholfen haben, und freuen uns schon wieder auf nächstes Jahr!

Barbara Rutter-Wrann

DER NIKOLO AN DER UNI GRAZ

Alle Jahre wieder taucht der Nikolaus in den Bibliotheks- und Lehrräumen der Universität Graz auf, verteilt Obst und Schokolade und sorgt neben fröhlichen „Der Nikolaus!“-Rufen für ein Lächeln und heitere Stimmung. Den Priesterseminaristen Paul Biber, der auch dieses Jahr wieder unser „Nikolo“ war, und seinem Begleiter Sascha Kowalsky danken wir sehr für ihr Engagement.

Barbara Rutter-Wrann



Foto: Rutter-Wrann



Foto: Kölbl

INTERNATIONAL CHRISTMAS

„QL-International Christmas“, ein Get-together für Studierende, die zu Weihnachten nicht nach Hause fahren können, fand in diesem Jahr bereits zum dritten Mal im Pfarrsaal St. Andrä statt. Insgesamt waren 138 Studierende zum Fest angemeldet; etwa 150 Studierende nahmen tatsächlich teil. Zum Programm des Weihnachtsfestes gehörten das Entzünden der Kerzen am Weihnachtsbaum, das gemeinsame Singen von „Stille Nacht“, die Lesung des Weihnachtsevangeliums sowie ein anschließendes Beisammensein mit Getränken, Speisen und Musik. Studierende aus etwa sechs verschiedenen Ländern waren dabei. Um 22:00 Uhr feierten die Studierenden die Christmette mit. Danach wurde die Feier bis etwa 3:00 Uhr morgens fortgesetzt. Insgesamt war es ein sehr gelungenes und stimmungsvolles Fest.

Christian Edogamhe Egwakhide

TAIZÉ-TREFFEN IN PARIS

Zum Jahresabschluss kamen 15.000 junge Menschen aus ganz Europa zusammen, um für Frieden und Einheit zu beten und gemeinsam hoffnungsvoll das neue Jahr zu feiern. Auch die KHG war dabei und wurde gastfreundlich im Gästehaus der Helferinnen aufgenommen. Die Frage ‚Was suchst du?‘ prägte Meditationen und Workshops, u. a. in der renovierten Notre-Dame.

Sr. Maria Patka



Foto: KHG



Foto: Neuhold

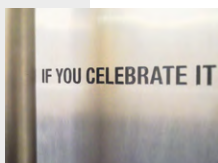
„ET VERIUS EST“

Am 12.01.2026 wurde Bischof em. Egon Kapellari 90 Jahre alt. Zu diesem Anlass widmete ihm Denken+Glauben eine Sondernummer, die sein jahrzehntelanges Wirken und Denken ehren und zugleich ein besonderes Geburtstagsgeschenk sein soll. Die Überraschung war groß und wir hoffen, die Freude ist es auch!

Die Sondernummer ist auf unserer Website auch online verfügbar.

Daniel Pachner

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 19:00

Zinzendorfsgasse 3

In der vorlesungsfreien Zeit entfällt der Gottesdienst.

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15

Herrengasse 23

spezielle gottesdienste



KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH

FR 1. MAI, 11:30

Festgottesdienst mit **Bischof Wilhelm Krautwaschl**.

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

Danach Kirchweihfest um die Leechkirche.

SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES

MI 24. JUN, 18:00

Priesterseminar, Bürgergasse

Nach dem Gottesdienst gemütliches Grillen im Garten des Priesterseminars.

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STADTPFARRKIRCHE

jeden letzten DI im Monat, 19:00

Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23

SPIRIT BOOST

Kraftquelle gesucht? Pfingsten gefunden!

Raus aus dem Alltag ins Bergdorf Embach: ein verlängertes Wochenende mit Natur, Gemeinschaft, Stille und Impulsen fürs Leben.

FR 22. – MO 25. MAI

Info: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets

Anmeldung, Info: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Aktuelles Redaktionsteam:
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Anna Köll
Cornelia Picej
Maria Schigan

Korrektur:
Sophie Hollwöger

Fotocredits Inhaltsverzeichnis S. 3, LoRu:
Haigermoser, Jungwirth, Neuhold,
Neuhold, List, Milatovic

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber:innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Fotocredits Inhaltsverzeichnis S. 3, LoRu:
Haigermoser, Jungwirth, Neuhold,
Neuhold, List, Milatovic

Cover:
Ilyya Pavlov, PIECE, 2025. Foto: Kölbl

what's up!



Foto: Potočník

KIRCHWEIHFEST

Gemeinsam mit **Bischof Wilhelm Krautwaschl** feiern wir das traditionelle Kirchweihfest mit Messbeginn um 11:30 und anschließendem Fest rund um die Leechkirche.

FR 1. MAI, 11:30

Rund um die Leechkirche



Foto: unsplash

PHILOSOPHICUM GRAZ

Wie verändern neue Technologien wie KI und ihre immer zentralere Bedeutung das menschliche Entscheiden? Dieser Frage stellen wir uns gemeinsam mit der KI-Ethikerin **Prof.ⁱⁿ Laura Crompton** (Technische Hochschule Ingolstadt), dem Psychologen **Arndt Schäfer** (Uni Graz) und der Informatikerin **Prof.ⁱⁿ Elisabeth Lex** (TU Graz).

DI 12. MAI, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit dem Inst. für Philosophie an der Kath.-Theol. Fakultät Graz



Foto: KHG

LANGE NACHT DER KIRCHEN

Anlässlich des 80-jährigen Jubiläums der KHG finden eine Führung durch die Hauskapelle und ein Ausstellungsgespräch statt.

FR 26. JUN, ab 18:00

Quartier Leech, Leechgasse 24



Foto: unsplash

MARCIA FRANCESCANA, PESARO-ASSISI

Wir gehen von Pesaro nach Assisi – auf den Spuren des heiligen Franziskus.

Gemeinsam sind wir unterwegs: Es wird Zeiten des Gesprächs, Zeiten der Stille und Zeiten der Gemeinschaft geben.

SA 25. JUL – MO 3. AUG

Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: unsplash

SALZBURGER HOCHSCHULWOCHE

Die KHG nimmt wieder mit einer Gruppe an der renommierten Hochschulwoche zum Thema „Wer wir sind und sein wollen. Identität: Superkraft und Problemzone“ teil.

MO 3. – SO 9. AUG

Anmeldung, Info: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: unsplash

EXPLORE THE WORLD

Gemeinsam helfen & Kultur erleben

Mit anpacken und Kultur erleben – im Dorf (Domokos) und in der Stadt (Klausenburg). Workcamp, Begegnung und gemeinsames Unterwegssein. Siebenbürgen entdecken – sozial engagiert und weltoffen.

SO 6. – SO 13. SEP

We Just Want Piece

„Frieden, Frieden! – Aber da ist kein Frieden.“ (Jer 6,14) Die Erfahrungen des Wunsches nach Frieden und zugleich der traurigen Realität, dass er oftmals genau dort ausbleibt, wo es ihn dringend bräuchte, machte nicht nur das alttestamentliche Volk Israel, sondern machen auch wir heute noch. Beidem widmet sich diese Ausgabe, indem sie nach Wegen zum Frieden fragt und zugleich nicht verschweigt, dass Krieg, Gewalt und Unfrieden eine Realität sind, der wir nicht nur als brachialphysische Gewalt, sondern auch als sprachliche und ideologische begegnen können. Auch der Frieden kann so verzerrt werden, wenn er auf dem Weg der Unterdrückung zustande kommt.

Sind Krieg und Frieden also zwei Seiten einer Medaille, eine Realität, mit der wir einfach umzugehen haben und von der wir nur hoffen können, dass die Münze in unserem Leben auf die bessere Seite fällt? Diese Ausgabe versucht einen anderen Weg, in der Benennung von nötigen Weichenstellungen für Frieden und der Benennung von Gewalt in der Sprache – als einer Sprache, die Gewalt nicht verschleiert, sondern sichtbar macht.

Daniel Pachner, Chefredakteur